



universität
wien

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

Name und (Geschlechts-)Identität am Beispiel der
Namenwahl von Transgender-Personen

verfasst von / submitted by

Hildegard Sigrun Orlich

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Magistra der Philosophie (Mag. phil)

Wien, 2017

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 190 333 445

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Lehramtsstudium

UF Deutsch

UF Biologie und Umweltkunde

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Mag. Dr. Peter Ernst

Danksagung

Die folgende Arbeit wäre ohne die umsichtige Betreuung von Herrn Dr. Ernst, der mir methodisch und fachlich zur Seite stand und nie müde wurde, seine Hilfe anzubieten, so nicht möglich gewesen. Danke hierfür. Auch möchte ich hier Dr. Alexander Werth erwähnen, der mich in seinem Seminar erstmals auf dieses Thema aufmerksam machte und Dr. Damaris Nübling, die mir ebenfalls half, Literatur zu diesem zurzeit leider stiefmütterlich behandelten Gebiet zu finden, und mir einen bisher noch unveröffentlichten Artikel zur Verfügung stellte.

Der Weg zu dieser Arbeit war zeitweise ein harter und steiniger, begleitet von Stress, Zweifeln, Überforderung und noch mehr Stress, da ich es mir zu Ziel gesetzt habe, das Studium so schnell wie nur möglich abzuschließen, um dann endlich in den Lehrberuf einsteigen zu können. Doch gab es einige Personen, die dazu beigetragen haben, mir die letzten fünf Jahre auch unzählige positive Erinnerungen zu bescheren.

Zuallererst möchte ich hier meinen Freund Manfred erwähnen, der mit mir gemeinsam das Lehramtsstudium im Schweinsgalopp durchgezogen hat und leider auch viel zu oft eine grantige, gestresste, hungrige und müde Hilde ertragen musste. Danke für deine Geduld und deinen Beitrag dazu, dass ich gelernt habe über meinen Schatten zu springen. Das zweite Dankeschön geht an meine Eltern, die mich niemals in meinen Vorhaben eingeschränkt und zur Selbstständigkeit erzogen haben. Auch meiner Schwester Runni möchte ich dafür danken, dass sie immer ein offenes Ohr für mich hat und auch ihre Anliegen und Schokolade mit mir teilt.

Weiters muss ich hier auch die beste 8B aller Zeiten, die Jugend vom Familienlanger am Turnersee und die Donnerstagsturnstunde im TV Alsergrund dankend nennen, die dafür sorgten, dass mein Sozialleben während des Studiums nicht ganz vernachlässigt wurde. Auch möchte ich Herrn Professor Moser, Frau Professor Rötzer und Frau Professor Schlamadinger danken, die mir als Vorbild für meine Tätigkeit als Lehrerin dienen, und Letzterer vor allem deswegen, weil sie mir geholfen hat, meine Legasthenie in den Griff zu bekommen und es mir somit in gewisser Weise erst ermöglicht hat, Deutschlehrerin zu werden.

Zu guter Letzt gilt mein allerherzlichster Dank allen Menschen, die meinen Fragebogen ausgefüllt, verbreitet und somit den Grundstein für diese Arbeit gelegt haben. Besonders hervorheben möchte ich hierbei Isabel von TransX und jene, die mir in einer aufschlussreichen Diskussion einen Einblick in die Motive der Namenwahl bei Transgender-Personen gaben.

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung	1
2 Onomastische Grundlagen	3
2.1 Eigennamen - Personennamen - Vornamen – Rufnamen.....	4
2.2 Identifizierung und Individualisierung	8
3. Name und Identität	12
3.1 Namenpsychologie	15
3.1.1 Name und Entwicklung	16
3.1.2 Namenphysiognomie	21
3.2 Namengebung.....	27
3.2.1 Motive der Namenwahl	28
3.2.2 Namenrecht (Österreich)	33
3.3 Pseudonyme und Namenwechsel	34
4 Sexusmarkierung in Rufnamen	39
4.1 Historische Aspekte im Deutschen.....	40
4.1.1 Rufnamenbildung vor dem 13. Jahrhundert	40
4.1.2 Sexusmarkierung in germanischen Rufnamen	41
4.1.3 Entwicklungen in der Namensgebung vom 13. Jahrhundert bis heute....	43
4.2 Sexusmarkierung heute	46
4.2.1 Phonosemantik.....	47
4.2.2 Die Namenlänge	55
4.2.3 Der Hauptakzent	57
4.2.4 Konsonanten- und Vokalanteil	58
4.2.5 Der Kernvokal	60
4.2.6 Der Auslaut.....	61
4.2.7 Weitere Studien	67
4.3 Der deutsche Genderindex	68
4.4 Aktuelle Entwicklungen in der Sexusmarkierung.....	70
4.5 Sexusmarkierung in Spitznamen	71
5 Die Namenwahl von Transgender-Personen.....	74
5.1 Transgender – Begriffsdefinitionen.....	75
5.2 Methode.....	77
5.2.1 Der Fragebogen	78
5.2.2 Die Auswertung	80

5.2.3 Die ProbandInnen	82
5.3 Ergebnisse.....	84
5.3.1 Die Namenlänge	85
5.3.2 Der Hauptakzent	87
5.3.3 Konsonanten- und Vokalanteil	90
5.3.4 Der Kernvokal	92
5.3.5 Der Auslaut.....	95
5.3.6 Analyse nach dem deutschen Genderindex	100
5.3.7 Spitznamen	103
5.3.8 Kopulativnamen und „exotische“ Namen	105
5.3.9 Die non-binary-Gruppe.....	106
5.3.10 Motive der Namenwahl von Transgender-Personen	108
5.4 Zusammenfassung und Diskussion	115
5.5 Defizite und Desiderate	119
Literatur	121
Anhang 1: Zusammenfassung der Arbeit.....	127
Anhang 2: Liste der von den ProbandInnen angegebenen Rufnamen	128
Anhang 3: Der Fragebogen	133

1 Einleitung

„Den Namen hat sich meine Mama überlegt und ich war direkt einverstanden. Das war wie eine neue Geburt“ – Mit diesen Worten beschreibt die Germany's-next-Topmodel-Kandidatin *Giuliana Rademacher* wie sie zu ihrem heutigen Vornamen kam. *Giuliana* wurde als *Pascal*, also als biologisch männlich, geboren, fühlte sich aber immer dem weiblichen Geschlecht zugehörig und lebt nun als Frau. Das obige Zitat beschreibt einerseits, wie sie zu ihrem weiblichen Vornamen kam, aber ebenfalls die identifikatorische Komponente, die die Übernahme des neuen Namens begleitete: Mit diesem Namen begann sie ein neues Leben – der Frauenvorname war ein zentraler Aspekt zur Identifikation als Mädchen bzw. Frau.

Wie nicht nur dieses Beispiel zeigt, ist unser Vorname etwas sehr Persönliches: Meist wird er als eng mit der eigenen Identität verbunden wahrgenommen, darüber hinaus geschieht auch ein gewisser Teil der Selbstidentifikation über unsere Vornamen. Nach Erkenntnissen der Psychoonomastik ist die Identifizierung mit dem eigenen Namen maßgeblich für die psychische Entwicklung. Weiters dienen Namen auch im Kontakt mit dem sozialen Umfeld der Identifizierung: Über sie beziehen wir uns sprachlich auf bestimmte Personen. Die Namenphysiognomik zeigt ebenfalls, dass mit Namen unbewusst Eigenschaften assoziiert werden, ein Name also Bedeutungskomponenten tragen kann, die die Wirkung des/der Namenträgers/in¹ auf andere SprachteilnehmerInnen beeinflussen.

Zu diesen durch Vornamen transportierten Inhalten zählt ebenfalls das Geschlecht der namentragenden Person. Im Deutschen, aber auch in den meisten anderen Kulturkreisen, ist im Vornamen der Sexus markiert. Sexusambige Vornamen werden nur selten gebraucht. Neben der semantischen und der formellen Form der Sexusmarkierung, die im Deutschen weniger von Bedeutung sind, ist hier vor allem das konventionelle Prinzip aktiv. So gibt es in Bezug auf Vornamen bestimmte Laut-, Silben- und Akzentstrukturen, die innerhalb einer Sprachgemeinschaft mit Weiblichkeit oder Männlichkeit verbunden werden. Diese phonetischen Aspekte sind zum Teil in ihrer Wirkung auch durch die Phonosemantik erklärbar, so werden beispielsweise die wohlklingenden Vokale als femininer wahrgenommen als harte Plosive, die vermehrt Maskulinität konnotieren.

¹ Auch wenn sich die im Folgenden gebrauchten Formen wie NamenträgerIn, ProbandIn, Namenträgers/in etc. sprachlich nur auf die binären Geschlechtskategorien männlich und weiblich beziehen, sind in der gesamten Arbeit bei Ausdrücken dieser Art ebenfalls jene Personen gemeint, die sich jeglicher binären Geschlechtszuordnung entziehen.

Die zentrale Fragestellung, durch die der Zusammenhang von Name und Geschlechtsidentität ermittelt werden soll, ist die Frage nach der Rolle der Sexusmarkierung bei der Namenwahl von Transgender-Personen. Jene Personen, deren Geschlechtsidentität nicht mit dem Geschlecht übereinstimmt, das auf biologischer Grundlage bei ihrer Geburt festgestellt wurde, wählen sich für ihr Leben im eigentlichen Identitätsgeschlecht meist einen neuen Vornamen. So kann eine Identität fernab von der geschaffen werden, die ihnen von außen zugeschrieben wurde. Diese Namenwahl stellt insofern einen interessanten Sonderfall dar, da hier die NamenträgerInnen selbst als NamengeberIn fungieren, der neue Vorname also ideal auf das eigene Identitätsempfinden abgestimmt werden kann. Doch welche Rolle spielt hier die Markierung von Geschlecht? Nutzen Trans-Männer und Trans-Frauen ihre selbstgewählten Vornamen dazu, ihre Geschlechtsidentität zu unterstreichen – und wie sieht dies bei Personen aus, die sich jeglicher binären Geschlechtszuordnung entziehen? Durch eine Studie unter 187 Transgender-Personen mit Identitätsgeschlecht weiblich, männlich und non-binary, wo einerseits die selbstgewählten Vornamen, andererseits die Motive erhoben wurden, die die Namenwahl begleiteten, sollen diese Fragen geklärt werden.

Die folgende Arbeit wird sich nach einer Einführung in onomastische Grundlagen zuerst mit der Frage nach dem Zusammenspiel von Name und Identität beschäftigen, wobei Bezug auf Namenpsychologie (Psychoonomastik) und Namenphysiognomie genommen wird, sowie Motive der Namenwahl für Neugeborene erläutert werden. Auch der Zusammenhang von Identitätswechsel durch Namenwechsel oder Führen eines Pseudonyms soll angesprochen werden. Darauf folgt eine Beschreibung der Sexusmarkierung in Vornamen im deutschen Sprachraum, wobei ebenfalls phonosemantisch erklärt wird, welche lautlichen Assoziationsstrukturen hierbei eine Rolle spielen. Des Weiteren wird auch kurz auf die Sexusmarkierung in Spitznamen eingegangen. Das fünfte und letzte Kapitel wird sich der zuvor erwähnten Studie zur Namenwahl von Transgender-Personen widmen.

2 Onomastische Grundlagen

Die Onomastik, oder auch Namenforschung oder Namenkunde, beschäftigt sich mit der Erforschung von Eigennamen im weitesten Sinne. Hierzu zählen neben den Personennamen, den Anthroponymen (hierzu mehr in 2.1.) auch etwa die Örtlichkeitsnamen (Toponyme), die geografische Einheiten wie Länder, Städte, Provinzen, Dörfer aber auch Berge, Seen, Flüsse, Meere Inseln etc. zugeteilt werden.² Darüber hinaus sind Gegenstand der Onomastik Tiernamen (Terionyme) oder Objektnamen (Ergonyme), zu denen beispielsweise ebenfalls die Warennamen, Kunstwerknamen oder Institutionsnamen zählen.³

Die Teildisziplin der Onomastik, die sich den sozialen Aspekten der Namenverwendung und auch Namengebung widmet, also Namen in Bezug zu sozialem Handeln beschreibt, ist die Sozioonomastik. Eigennamen werden generell als sozial verankerte sprachliche Zeichen definiert, die Teil des sprachlichen Inventars einer Gemeinschaft sind und dazu dienen, soziale Beziehungen herzustellen.⁴ In das Gebiet der Sozioonomastik fallen unter anderem Themen wie die Namengebung, die Namenwahl, die Benennung von Personen oder anderen Objekten sowie die Namenverteilung in unterschiedlichen sozialen Schichten.⁵

EN [=Eigennamen; Anm. von H.O.] mit deutlich markiertem Sozialbezug gehören zweifellos zum zentralen Aufgabenbereich sozioonomastischer Forschung. Das betrifft am stärksten die PN [=Personennamen; Anm. H.O.] als Ruf-/Vornamen, Familiennamen, Kose-/Neck-/Spitz-/ Schimpf-/Spottnamen und als Pseudonyme, die allemal über schichtenspezifisch orientierte Motivationen, Konventionen, Traditionen, Moden u. ä. entstanden sind, weiterhin entstehen und in den sich wandelnden Sozialstrukturen und situativen Bedingungen im Gebrauch ihren spezifischen Kommunikationswert [...] erhalten.⁶

Im Speziellen, psychologische Phänomene des Namengebrauches oder die Identifikation mit Eigennamen betreffend, spricht man von der Psychoonomastik⁷ (hierzu mehr in Kapitel 3.1). In diese Teilbereiche (Sozioonomastik und Psychoonomastik) ist die folgende Arbeit einzuordnen. Sie wird sich zentral mit der zu den Anthroponymen gehörenden Gruppe der Rufnamen beschäftigen, welche im folgenden Kapitel (nach einer einleitenden Definition der Eigennamen selbst) onomastisch beschrieben und definiert werden soll.

² Seibicke (2008), S. 4.

³ Nübling et al. (2015), S. 266.

⁴ Debus (1995b), S. 393/ Naumann (2011).

⁵ Naumann (2011).

⁶ Debus (1995b), S. 394.

⁷ Koß (1990)/ Seibicke (2008), S. 79-84/ Debus (2003).

2.1 Eigennamen - Personennamen - Vornamen – Rufnamen

Die wichtigste Funktion von Eigennamen ist der Bezug auf genau ein Objekt auf sprachlicher Ebene, indem sie eine sogenannte „Stellvertreterfunktion“ für das bezeichnete Objekt einnehmen⁸. Eigennamen dienen kurz gesagt der Identifikation und werden hier als eigenständige Sprachzeichen mit Ausdrucks- und Inhaltsseite⁹, als eigene Wortart verstanden, die der substantivischen Klasse der Konkreta zuzuordnen ist. Wegen der teilweise vorhandenen funktionellen und grammatikalischen Übereinstimmungen erfolgt die eindeutige Abgrenzung meist zu den Appellativa (Gattungs- oder Klassenbezeichnungen). Denn auch die Appellativa dienen dazu, einen direkten Bezug zu einem Objekt herzustellen und es so zu charakterisieren. Eine weitere Gemeinsamkeit ergibt sich auf lautlicher und lexikalischer Ebene, da etwa das sprachliche Zeichen *Bach* [ˈbax] sowohl als appellativische Bezeichnung für ein kleines Fließgewässer, als auch als Familienname eines bedeuteten klassischen Komponisten stehen kann.¹⁰ Darüber hinaus können Eigennamen appellativisch gebraucht werden, wenn sie in einer Sprachgemeinschaft eine eindeutige Bedeutungskomponente in Bezug auf den ursprünglichen Namens-träger erhalten. Beispiele hierfür wären Aussagen wie „Er ist ein wahrer *Paganini*.“ über jemanden, der besonders gut Geige spielt, oder „Sie ist nunmal keine *Kate Moss*.“ über ein weniger vielversprechendes Model.

Was die Eigennamen aber von Appellativa unterscheidet, ist die Monoreferenzialität: Es wird nicht wie bei den Appellativa ein unbestimmter Vertreter einer ganzen Klasse bezeichnet, sondern nur ein konkretes Mitglied, ohne weitere semantische Beschreibungen zu benötigen. Die eindeutige Beziehung zwischen sprachlichem Zeichen und dem benannten Objekt wird als Monoreferenz bezeichnet.¹¹ Diese besondere Form der Referenz bewirkt beispielsweise, dass über Objekte oder Personen gesprochen werden kann, die nicht anwesend sein müssen, und es ist darüber hinaus kein eindeutiger situativer Kontext erforderlich, um zu erkennen, von wer oder was Gegenstand der Aussage ist. So kann ist beispielsweise nicht eindeutig zu sagen „Der Hund gefällt mir.“, wenn mehrere oder gar keine Hunde anwesend sind und sich auch das Gespräch zuvor nicht auf einen bestimmten Hund bezogen hat. „Bello gefällt mir.“ ist dagegen eine Äu-

⁸ Z.B.: Ernst (2007), S. 484./ Wimmer (1995), S. 375.

⁹ Koß (1990), S. 56-57.

¹⁰ Vgl. Gottschald (2006), S. 14-15.

¹¹ Nübling et al. (2015), S. 17

berung, deren Inhalt eindeutig ist, auch wenn besagter *Bello* selbst gar nicht anwesend ist. Voraussetzung für die geglückte Referenz ist lediglich, dass das Gegenüber den Eigennamen dem Bezeichneten korrekt zuordnen kann, in diesem Fall also weiß, wer der/die NamenträgerIn ist.¹²

Ihre mögliche Bedeutung und also Beziehung zu dem bezeichneten Objekt erhalten Eigennamen nur, wenn SprachteilnehmerInnen die Verbindung zwischen ihnen kennen (eine spontane Ad-hoc-Benennung durch Beschreibung oder andere Referenzen wie Pronomina wäre noch nicht mit einem Namen gleichzusetzen). Diese 1:1 Beziehung, die die Klasse der Eigennamen so besonders macht, muss also erst gelernt werden. Es handelt sich hier um eine Präsupposition, die beim Empfänger vorhanden sein muss, damit die Referenz funktioniert.¹³ Da es aber kognitiv aufwändig ist, sich unzählige solcher Monoreferenzen einzuprägen, erhalten nur ausgewählte, besonders relevante und oft versprachlichte Objekte einen eigenen Namen¹⁴.

Nur Gegenstände, die in gewissen Lebenswelten eine wichtige Rolle spielen, die als unverwechselbar identifiziert werden müssen oder die bei gewissen Sprechergruppen mit hoher Frequenz genannt werden (Personen, Siedlungen, Gewässer, Fahrzeuge...), erhalten überhaupt je einen EN. – und auch von den Gegenständen, die – bei gewissen Sprechergruppen – einen Namen haben, kann der einzelne Sprachbenutzer jeweils nur einen sehr kleinen Teil zudem mit Namen, kennen.¹⁵

Dieser begrenzte Namenwortschatz bei Einzelpersonen führt dazu, dass die Referenzakte beim Namensgebrauch oft nur bedingt gelingen, was hier nur am Rande erwähnt sei.¹⁶

Die Referenz geschieht bei Eigennamen, im Gegensatz zur Referenz mittels Appellativa, auch nicht über semantische oder lexikalische Inhalte, sondern ist an sich eine reine Denotation.¹⁷

Dieser unidirektionale Bezug von Name zu NamenträgerIn ohne Umweg über die Lexik wird als Direktreferenz bezeichnet.

Der Name bezeichnet, und zwar bezeichnet er unmittelbar. Das will heißen, daß er, ohne selbst lexikalische Bedeutung zu besitzen, seine Bezeichnungsfunktion erfüllt. Insofern ließe sich sagen, der Name bedeutet nichts, er bezeichnet.¹⁸

Sally (als Name ohne beinhaltete lexikalische oder semantische Komponente) könnte sich auf einen Menschen, ein Tier, aber ebenfalls auf beispielsweise ein Auto, eine Zeitschrift oder ein Kunstwerk beziehen. Weiters ist es ebenfalls möglich, einen Hund *Maus* zu nennen oder eine Ortschaft *See*. Generell könnte jedes sprachliche Zeichen, jede Wortart als Name verwendet werden, auch wenn es der Usus ist, hier Substantive heranzuziehen, da diese als Autosemantika

¹² Koß (1990), S. 50 / Werner (1974).

¹³ Ernst (2007), S. 490-492/ Werner (1986).

¹⁴ Nübling et al. (2015), S. 22-23.

¹⁵ Werner (1986), S. 299.

¹⁶ Mehr hierzu bei Werner (1986).

¹⁷ Nübling et al. (2015), S. 29/ Gottschald (2006), S. 17.

¹⁸ Gottschald (2006), S. 17.

fungieren.¹⁹ Lexik und Semantik scheinen also im Fall der Eigennamen keine Relevanz zu besitzen²⁰. Dennoch gibt es bestimmte kulturell gefestigte Namensgebungspraktiken, die dazu führen, dass sich aus einem Namen überindividuelle Bedeutungskomponenten abstrahieren lassen und sich Tendenzen in der Benennung entwickeln, wodurch einem Namen dennoch semantische Inhalte durch Erfahrungswerte zugeordnet werden (mehr hierzu in Kapitel 3.1.2).

Der überindividuelle Gehalt von Eigennamen besteht von allem in expressiven Assoziationen, die in der linguistischen Terminologie als Konnotationen oder der psychologischen Begrifflichkeit folgend als Stereotype bezeichnet werden.²¹

So nehmen wir etwa an, dass *Bello* etwa einen Hund und nicht etwa eine Katze oder einen Menschen bezeichnet. Genauso verhält es sich mit Männernamen und Frauennamen, die kulturell und durch Erfahrung innerhalb einer Sprachgemeinschaft geprägt sind, sodass sie zumindest in Bezug auf Geschlechtlichkeit bestimmte semantische Inhalte über das Referenzobjekt vermitteln können (siehe Kapitel 4).

Durch ihre Monoreferenzialität sind Eigennamen inhärent definit, es ist also im Gegensatz zu Appellativen nicht mehr nötig, einen Definitartikel in Zusammenhang mit Eigennamen zu gebrauchen, da die Definitheit bereits inhärent vorhanden ist. Werden sie mit einem Artikel verwendet (z.B. *Die Schweiz*, *Die Mona Lisa*, oder dialektale Phänomene des Oberdeutschen) dient der Artikel hierbei nicht dem Ausdruck von Definitheit.²² Im formalen linguistischen Bereich ergeben sich also prägende Unterschiede zwischen Eigennamen und Appellativa, neben dem Gebrauch von Artikeln etwa auch in der Pluralbildung, da sich eine Monoreferenz nicht auf mehrere Objekte beziehen kann, und ebenfalls durch weitere, semantische, referentielle, syntaktische und funktionale Eigenschaften lassen sich die Eigennamen als eigene substantivische Gruppe von den Appellativa abgrenzen.²³

Personennamen (Anthroponyme) bezeichnen eine bestimmte Einzelperson, oder auch Personengruppen. Bei dieser individuellen Benennung kann es sich um inoffizielle oder um offizielle Personennamen handeln:²⁴ Inoffiziell ist ein Personenne dann, wenn er auf bestimmte Kommunikationssituationen beschränkt ist und vor allem keinen amtlichen Charakter hat. Hierzu zählen etwa Kosenamen, Kurznamen oder Spottnamen²⁵. Offizielle Personennamen aber sind personenstandsrechtlich fixiert, was sich beispielsweise dadurch zeigt, dass sie in amtlichen

¹⁹ Ernst (2010), S. 62.

²⁰ Über die inhaltliche Bedeutung von Namen wird viel diskutiert (z.B. Hansack E. (2004)), was hier aber nicht weiter angesprochen wird.

²¹ Oelkers (2003), S. 29.

²² Nübling et al. (2015), S. 17.

²³ Oelkers (2003), S. 29/ Kohlheim&Kohlheim (2004)/ Nübling et al. (2015)/ Ernst (2007).

²⁴ Oelkers (2003), S. 31.

²⁵ Nübling (2017)/ Koß (1990).

Dokumenten angeführt sind. Im deutschen Sprachraum (Deutschland, Österreich und Schweiz) ist es gesetzlich festgelegt, aus welchen zwei Teilen sich ein Personennamen zusammensetzen hat: aus einer individuellen Namenskomponente (*Vorname(n)*) und einem kollektiven Namentelement (*Familiennamen(n)*), das das Individuum mit anderen Mitgliedern seiner Familie teilt.²⁶ Dieser Personennamen, der sich also aus mehreren Komponenten zusammensetzt wird auch als *Gesamtnamen* bezeichnet

Die Benennung eines Kindes mit solchen Vornamen und Familiennamen ist zwingend vorgeschrieben. Während letzterer passiv erworben wird, kann der Vorname aktiv von den Eltern gewählt werden - in der Regel wird aus einem bereits bestehenden Vornameninventar geschöpft -, wobei ihnen (im deutschen Sprachraum) aber nicht sämtliche Freiheiten offen stehen.²⁷ Die ursprünglich stark durch Bildungselemente und Bildungsweisen beschränkte Klasse der Vornamen wurde durch die Übernahme von Individualnamen aus anderen Sprachen stark erweitert (siehe Kapitel 4.1), weshalb Vornamen im Deutschen als eine offene Klasse anzusehen sind.²⁸

Es ist ebenfalls möglich, einem Kind zwei oder mehr Vornamen zu geben (z.B. Eva Maria), wobei zu unterscheiden ist, ob die weiteren Vornamen nur amtliche Funktion haben, oder ob die Person mit all ihren Vornamen gerufen wird. Für letztere Vornamen hat sich die Bezeichnung *Rufnamen* durchgesetzt, während jene Vornamen, die eine Person zwar amtlich hat, aber nicht benutzt, als *Beivornamen* bezeichnet werden. (Im Folgenden wird nun oft von Rufnamen die Rede sein, da uns im Kontext dieser Arbeit hauptsächlich jene Vornamen interessieren, die im aktiven Sprachgebrauch vorkommen. Außerdem impliziert der Terminus *Vorname* die Existenz eines Familiennamens, was im deutschen Sprachraum bis ins 12. Jahrhundert²⁹ nicht der Fall war.) Weiters ist in den Richtlinien für die Rufnamenvergabe in Deutschland, Österreich und der Schweiz festgesetzt, dass der Rufnamen mit dem Geschlecht des Kindes vereinbar sein muss, wobei auch sexusambige Rufnamen immer öfter zugelassen werden.³⁰ (Das Thema Namenrecht wird in Kapitel 3.2.2. noch einmal vertiefend angesprochen.)

Eine weitere Besonderheit der Rufnamen im Gegensatz zu anderen Wortklassen ergibt sich durch ihre phonologischen Strukturen: Szczepaniak (2007) untersuchte, wodurch sich Rufnamen phonologisch von anderen Substantiven unterscheiden, um herauszufinden, wie wir einen Rufnamen als solchen erkennen (außerhalb sämtlicher pragmatischer, situativer Kontexte). Im

²⁶ Seibicke (2008), S. 9.

²⁷ Oelkers (2003), S. 32.

²⁸ Seibicke (1991), S. 133.

²⁹ Oelkers (2003), S. 46.

³⁰ Seibicke (2008), S. 23.

Vergleich der 40 häufigsten Rufnamen mit den 40 häufigsten Substantiven des Deutschen ergaben sich prägnante phonologisch-prosodische Unterschiede: Einerseits enthalten Rufnamen vor allem die Vokale [a] und [i] und Vollvokale kommen vor allem in unbetonten Silben vor, während der häufigste Vokal der Substantive das e-Schwa ist, der bei den Rufnamen nur vereinzelt auftritt. Andererseits sind Rufnamen meist länger und tragen ihren Hauptakzent tendenziell nicht auf der ersten Silbe, wie es für deutsche Substantive typisch ist. Rufnamen sind also für die SprachteilnehmerInnen leicht als solche erkennbar. Ihre, offensichtlich ‚schöne‘ Struktur bewirkt, dass diese Vornamen wiederholt gewählt werden und sich so im Namensschatz halten.³¹

2.2 Identifizierung und Individualisierung

Aus pragmatischer Sicht haben Eigennamen durch ihre Monoreferenz stets eine Identifizierungsfunktion, da dem Namen immer ein ganz bestimmtes Objekt zugeordnet werden kann. Diese Identifizierung ist, was ein Name im Minimalfall zu leisten hat, sofern das Referenzobjekt bekannt ist, also sozusagen die Grundfunktion des Eigennamens. Die identifizierende Funktion ist ebenfalls ein Grund dafür, dass mögliche appellativische Bedeutungskomponenten, die in einem Namen enthalten sein könnten, irrelevant sind und zugunsten der proprialen Bedeutung, des eigentlichen Inhaltes des Namens, vernachlässigt³² werden können. Dies gilt umso mehr, je stärker ein Name in das onomastische System eingegliedert ist. (Beispielsweise erwarten die wenigsten, dass ein Herr Metzger wirklich als Fleischer arbeitet oder ein Felix mit außerordentlichem Glück gesegnet ist. Vielmehr werden Namen im Sprachgebrauch als bloße Identifizierungszeichen erkannt und auch so behandelt.) Die Identifizierung durch den jeweiligen Personennamen ist kulturell durch standardisierten Usus bzw. auch oft administrativ geprägt und beinhaltet in vielen Gesellschaften weiters die Kennzeichnung der Familienzugehörigkeit durch einen gemeinsamen Nachnamen oder die Nennung von Elternteilen im Nachnamen (z.B. slavische oder skandinavische Namensgebungspraktiken).³³

Ebenso zeichnen sich Eigennamen neben der Identifizierungsfunktion durch eine Individualisierungsfunktion aus, die dazu führt, dass das benannte Objekt nicht nur erwähnt, sondern ebenfalls exponiert und mit Eigenschaften versehen wird, die es von anderen Objekten unterschei-

³¹ Vgl. Nübling et al. (2015), S. 112.

³² Blanár (1973), S. 34.

³³ Blanár (1973), S. 42.

den und so persönlich und individuell kennzeichnen - es somit auf besondere Weise hervorheben.³⁴ So können Zahlen, wie die Matrikelnummer oder die Sozialversicherungsnummer eine Person identifizieren, geben aber keinesfalls Individualität,³⁵ im Gegensatz zu Rufnamen, Kosennamen oder auch Spottnamen.

Die Identifizierung bei Personennamen geschieht also dadurch, dass eine Person X als solche konstatiert und als nicht identisch mit Klassenmitgliedern wie Person Y oder Z kategorisiert wird. Im Fall von weit verbreiteten Namen wie *Maximilian Fischer* oder *Maria Müller* ist die Identifizierung alleine über den Namen aber durchaus nicht eindeutig möglich, da hier die Monoreferenz ohne weiteren Kontext nicht gegeben ist. Kennt man als Sprachteilnehmer aber die eine *Maria Müller* und bezieht sich auf genau diese eine Frau, geschieht eine Individualisierung: *Maria Müller* wird in dem Moment, da der Sprecher sie als persönlich bekannt kennzeichnet, mit persönlichen Zügen behaftet und als ein bestimmtes Individuum betrachtet.

Eine Verletzung oder Untergrabung dieser Individualisierung durch Namen kann auch für die NamenträgerInnen verletzend wirken. So wurde beispielsweise im dritten Reich dieser Umstand dazu benutzt, Jüdinnen und Juden den Anspruch auf Individualität streitig zu machen, indem man sie entweder als *Sara* oder als *Israel* bezeichnete und diese Namen sozusagen dazu gebrauchte, ihnen ein überindividuelles Etikett anstatt ihres individuellen Namen anzuheften.³⁶ Auch das Bezeichnen einer Person mit einer identitätslosen Zahlenkombination wird meist als verletzend wahrgenommen, da sich hinter der fehlenden Individualisierung oft eine geringe Wertschätzung für die Person an sich verbirgt.³⁷ Ein trivial anmutendes aber dennoch aussagekräftiges Beispiel hierfür ist ebenfalls die Massentierhaltung, in der in der großen Menge an Tieren die einzelnen Individuen nicht anhand von Namen, sondern bloß durch Zahlenfolgen (beispielsweise auf Ohrmarken) identifiziert werden, anders als in kleinbäuerlichen Betrieben, wo die LandwirtInnen nur wenige Tiere aufziehen, zu denen sie eine emotionale Bindung herstellen können und diese sehr wohl mit individuellen Namen versehen. Nübling et al (2015) berichten hierzu:

„Eine informelle Befragung eines Landwirts im Schweizer Wallis 2010 ergab, dass er jede Kuh genau kenne und auch jederzeit wiedererkenne – wie umgekehrt jede Kuh ihren Besitzer und ihren Namen kenne. Zu den Kühen besteht eine enge emotionale Bindung, auch durch die zeitaufwendige Betreuung v.a. im Winter, wenn die Kühe im Stall sind.“³⁸

³⁴ Ernst (2010), S. 62./Nübling et al. (2015), S. 20.

³⁵ Vgl. Fleischer (1971), S. 9.

³⁶ Nübling et al. (2015), S. 21.

³⁷ Nübling et al. (2015), S. 20-21.

³⁸ Nübling et al. (2015), S. 202.

Dies sind bereits erste Hinweise darauf, dass Name und Individuum, beziehungsweise Name und Selbst- und Fremdwahrnehmung in einem engen Zusammenhang stehen, was in Kapitel 3 weiter erläutert werden wird.

Aufgabe der Sozioonomastik ist es unter anderem, unseren gesellschaftlichen Umgang mit Namen zu beschreiben. Hierbei fällt auf, dass es (zumindest in unseren Kulturkreisen) kaum möglich, längere Zeit anonym mit einer Person als „namenlose Fremde“ zu kommunizieren. Was bei einer flüchtigen Begegnung, etwa an der Supermarktkassa noch kein Thema ist, stellt sich bei einer längeren Unterhaltung als konventionell fixierten Habitus heraus: Eine/r der GesprächspartnerInnen macht in den allermeisten Fällen den ersten Schritt heraus aus der Anonymität und beginnt mit bestimmten, meist festgelegten Ritualen oder Zeremonien:³⁹ Um miteinander in Namen-Kontakt zu treten, benutzen wir festgelegte Wendungen zur Namennennung, wie „Darf ich mich vorstellen...“; „Ich heiße...“; „Mein Name ist...“; So wird der Eigenname zum/zur NamenträgerIn in Bezug gesetzt und ein persönlicheres, möglicherweise vertrauensvolleres Verhältnis zu ebendieser Person hergestellt, das in Anonymität so wahrscheinlich nicht möglich ist. Durch die so gegebene Identifikationsmöglichkeit ist das Gegenüber ebenfalls exponierter und kann nicht anonym untertauchen, was sich bestimmte Berufsgruppen (z.B. FlugbegleiterInnen, KassierInnen, FremdenführerInnen) auch zunutze machen, indem sie den Kunden durch ein Namensschild Nähe und Vertrauenswürdigkeit signalisieren.⁴⁰

Ein weiterer sozioonomastisch bedeutsamer Sprechakt ist in diesem Zusammenhang die Namengebung: Auch hier gibt es in den meisten Kulturen festgelegte, zeremonielle oder ritualisierte Akte,⁴¹ mit denen ein Gegenstand oder eine Person offiziell mit einem Namen bedacht wird. Die Namengebung als Handlung oder Akt ist stark mit der Namenwahl verbunden, also mit der Entscheidung, wie das jeweilige Objekt oder die jeweilige Person von nun an genannt werden soll (zur Namenwahl an sich und den damit verbundenen Motiven und Motivationen finden sich weitere Erläuterungen in Kapitel 3.2). In den Sprechakttheorien von Austin und Searle steht die Taufe als prototypischer illokutionärer Akt, der beispielsweise mit den Worten: „Ich taufe dich auf den Namen Lena.“ oder „Ich taufe dieses Schiff auf den Namen Poseidon.“ stattfindet. Durch diese Rituale wird der/die/das Benannte einerseits identifizierbar gemacht,

³⁹ Seibicke (2008), S. 69-70.

⁴⁰ Seibicke (2008), S. 69-70.

⁴¹ Ernst (2007).

aber andererseits, im Falle der Benennung von Personen, ebenfalls als integrierter Teil der Gesellschaft gekennzeichnet, der von diesem Moment an mit diesem einen Namen bezeichnet und so individuell hervorgehoben werden kann.⁴²

⁴² Debus (1995a), S. 344.

3. Name und Identität

Die Diskussion vom Verhältnis von Name und Identität reiht sich ein in die Diskussion vom Zusammenspiel von Sprache und Identität. Hier gilt die in der Soziolinguistik Annahme, dass Sprache einerseits durch soziale Interaktion entsteht, andererseits die soziale Interaktion nur über Formen der Sprache passieren kann. Dies führt weiters dazu, dass sich die Identität einer Person durch soziale kommunikative Prozesse entwickelt, beziehungsweise sich so in ihren individuellen Facetten herausbildet.⁴³ Die Auseinandersetzung mit Identität in dem Sinne, wie sie hier verstanden werden soll, ist die Auseinandersetzung mit der Frage „wer bin ich?“. Es ist die Frage nach den persönlichen Eigenschaften (also nach einer qualitativen Identität) im Zuge derer ein Individuum mit einer Kombination von Prädikaten versehen wird. So sind Sprachbenutzer in der Lage, jemanden, etwas oder sich selbst durch Verwendung von deiktischen Ausdrücken, lokalisierenden Kennzeichnungen oder Klassenbezeichnungen, zu identifizieren – ihm auf diesem Wege somit eine Identität zuzuweisen⁴⁴. Die Konstruktion von Identität geschieht demnach in sprachlicher Interaktion, wobei die Eigennamen als sprachliche Zeichen mit Identifizierungsfunktion wesentliche Faktoren sind, was in weiterer Folge erläutert werden soll.

Personennamen und Identität sind untrennbar miteinander verbunden. Wie bereits in Bezug auf die Identifizierungs- und Individualisierungsfunktion beschrieben, dienen Eigennamen dazu, genau ein Individuum zu bezeichnen, es mit seinen individuellen Zügen hervorzuheben und Teil des Diskurses werden zu lassen. Namen, egal ob ererbt, bei der Geburt erhalten oder nur temporär bzw. situativ benutzt, werden als eng mit der jeweiligen Person verknüpft wahrgenommen. Der Eigenname fließt nach Cassier (1994) mit der Persönlichkeit zu einer Einheit zusammen und ist an das Wesen eines Menschen geknüpft. Er gehört zum Menschen und „spricht das Innere, Wesentliche des Menschen aus und ‚ist‘ geradezu dieses Innere.“⁴⁵ Angriffe darauf, Verfälschungen und auch Vergessen oder Vertauschen des Namen können höchst beleidigend auf die namentragende Person wirken, vor allem da die Betroffenen etwaigen Spötteleien schutzlos ausgeliefert sind, lässt sich der eigene Name nun mal nicht einfach ändern oder ablegen.⁴⁶ Nach Nübling (2017) gibt es ebenfalls viele Hinweise darauf, dass Namen wie Kör-

⁴³ Kresic (2006).

⁴⁴ Barkhaus et al. (1996), S. 19-21.

⁴⁵ Cassier (1994), S. 54.

⁴⁶ Seibicke (2008), S. 79.

perteile - oder zumindest als zum Körper gehörend, nach Seibicke (2002) als mit ihm verwachsen⁴⁷ - wahrgenommen werden und eine Verletzung über den Namen ähnlich erlebt wird wie eine Verletzung am Körper. J. W. v. Goethe schreibt hierzu in *Dichtung und Wahrheit*:

Der Eigenname eines Menschen ist nicht etwa ein Mantel, der bloß um ihn herumhängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst, ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf.⁴⁸

Diese starke Verbindung zwischen Name und NamenträgerIn spielt in vielen Mythologien eine entscheidende Rolle: In Form von Namenmagie und Namenzauber soll alleine durch den Namen Macht über seine/n TrägerIn erlangt werden können.⁴⁹ Denn der Name stiftet nicht nur Identität, er steht für seine/n NamenträgerIn und die Person steht für ihren Namen: Name und namentragende Person stellen eine Einheit dar!⁵⁰ Bereits im alten Ägypten herrschte der Glaube, die Götter würden ihre wahren Namen nicht preisgeben und ihrem Volk nur sogenannte *Schutznamen* offenbaren, da derjenige, der ihre wahren Namen kenne, zu viel Macht über sie besäße. Von Osiris ist beispielsweise die Bezeichnung *der, dessen Namen zahlreich sind* überliefert.⁵¹ In der Bibel etwa steht das Verbot, Gottes Namen (*Jehowah*) auszusprechen, da sonst seine schrecklich-gewaltige Anwesenheit provoziert würde. Auch für den Teufel haben sich aus diesem Grund unzählige umschreibende Bezeichnungen entwickelt, wie *Gottseibeius*. Dieser Glaube, der Name könne die Anwesenheit einer Person heraufbeschwören findet sich ebenfalls in moderneren Mythen, wie den Gruselgeschichten über *Bloody Mary*: Ihnen zufolge wird man von einem bösen Geist heimgesucht, wenn man vor einem Spiegel dreimal den Spottnamen der ehemaligen, grausam ermordeten Königin Schottlands *Bloody Mary* sagt. Aber auch eines der bekanntesten modernen Märchen,⁵² Harry Potter von J. K. Rowling, bedient sich dieses Glaubens, da es hier kaum jemand wagt, den Namen des bösen Zauberers *Lord Voldemort* laut auszusprechen, in der Angst, ihn damit herbeizurufen. Stattdessen wird er als *Du-weißt-schon-wer*, *Er, dessen Name nicht genannt werden darf* oder *Der dunkle Lord* bezeichnet. Auch in deutschsprachigen Erzählungen finden sich Fälle, in denen die Vorstellung, der Name habe die Kraft, sich einer Person zu bemächtigen, belegt ist, wie im Volksmärchen vom *Rumpelstilzchen*.

Weiters zeigt sich im Volksglauben der griechischen und römischen Antike die starke Verbindung zwischen Namen und Persönlichkeit, da hier angenommen wurde, dass sich Kinder gemäß

⁴⁷ Seibicke (2002), S. 12.

⁴⁸ Goethe (1981), S. 407.

⁴⁹ Wimmer (1995), S. 373.

⁵⁰ Debus (2003), S. 78.

⁵¹ Krien (1973), S. 113-114.

⁵² Zur Klassifikation dieser Fantasy-Romane als Märchen: Lexe (2003).

ihrem Namen entwickeln, die Namen demnach sozusagen als Omen für ihr späteres Leben stehen. Demzufolge wurde der Name als Kriterium für die Tauglichkeit für ein Amt oder andere Geschäfte berücksichtigt. Sogar bei bestimmten religiösen Ritualen, wie zum Beispiel einer Grundsteinlegung für einen Tempel, durften nur Soldaten mit *fausta nomina* anwesend sein, um die Götter nicht durch die Anwesenheit von Personen mit unwürdigen Namen zu beleidigen.⁵³ Auch betrieb man in diesem Kulturkreis einen Brauch, um Feinde zu schädigen, indem man ihre Namen auf Tafeln schrieb, sie durchbohrte und in ein Grab warf, um die NamenträgerInnen so im Zentrum ihres Seins zu treffen.

Scheibelreiter (1997) nennt als Paradebeispiel für den elementaren Wert eines Namens für die Selbstidentifikation den skandinavischen Stamm der *Langobarden*, der etwa vom 1. bis zum 10. Jhdt. n. Chr. unterschiedlichste Teile Europas besiedelte. Nach einer mehrfach überlieferten Episode⁵⁴ ziehen die Langobarden als noch unbedeutender, namenloser Teilstamm der *Winniler* aus, um neue Wohnsitze zu erobern, wobei es zu einer kriegerischen Auseinandersetzung mit den *Wandalen* kommt, denen sie zahlenmäßig unterlegen sind. Um die Wandalen dennoch in die Flucht zu schlagen, bedienen sie sich, unter Anleitung der Göttin Freya, einer List: Alle Frauen, die die Armee der Winniler begleiten, binden sich ihre langen Haare unter dem Kinn zusammen, um wie bärtige Männer auszusehen und so den Anschein zu erwecken, das Heer wäre erheblich größer. Als der Gott Wodan dieses Heer sieht, fragt er, wer diese *Langbärte* sein. Freya erwidert daraufhin: „Du hast ihnen einen Namen gegeben, verleihe ihnen nun auch den Sieg!“⁵⁵ So triumphiert der Stamm, der von nun an *Langobarden* hieß, mit Wodans Hilfe in der Schlacht. Folgt man der Legende, hat der Stamm seinen Ursprung in der Namengebung durch einen Gott, der sich von nun an für den Stamm verantwortlich sieht.

Der Name – freilich von einem Gott gegeben – schafft so letztlich die Grundlagen langobardischer Existenz. Von ihm hängt alles ab. Der so umbenannte Stamm sieht sich durch seinen neuen Namen definiert und erwirbt dadurch ein gleichsam metaphysisch verankertes Selbstverständnis.⁵⁶

Die hier angeführten Beispiele verdeutlichen, dass Namen schon seit Jahrtausenden als eng mit der Identität der namentragenden Person in Verbindung stehend angesehen werden: sie können in unterschiedlichster Hinsicht für ihre TrägerInnen stehen, verfügen über mystische Kräfte, stiften die Identität der namentragenden Person und beeinflussen ihr Selbstverständnis maßgeblich.

⁵³ Krien (1973), S. 117.

⁵⁴ Scheibelreiter (1997), S. 68.

⁵⁵ Scheibelreiter (1997), S. 69.

⁵⁶ Scheibelreiter (1997), S. 69.

In der modernen Onomastik unterscheidet man bei der Identitätsstiftenden Funktion von Eigennamen zwischen der Innen- und der Außenperspektive: Die Außenperspektive betrifft sämtliche Bereiche der Namenverwendung, die von anderen Personen als dem/r NamensträgerIn ausgehen, wie zum Beispiel die Motive der Namenwahl für andere Personen (meist für Neugeborene), sowie die Wahrnehmung anderer Personen aufgrund ihrer Namen. Von der Innenperspektive hingegen spricht man, wenn es um die Selbstbenennung oder die Einstellung zum eigenen Namen geht.⁵⁷ Diese Aspekte sind Teil der Namepsychologie und werden nun in den folgenden Abschnitten beschrieben.

3.1 Namenpsychologie

Die Namenpsychologie oder Psychoonomastik ist der Bereich der Onomastik, der sich unter anderem mit der Verbindung von Name und Identität oder im Allgemeinen dem Einfluss von Namen auf unterschiedliche psychische Phänomene befasst. Gegenstand der Namenpsychologie ist unter anderem die emotionale Wirkung von Namen, sei es nun in Bezug auf den eigenen Namen, oder aber Konnotationen, die die Namen anderer in uns auslösen. Dabei ist die Psychoonomastik nicht bloß ein unbedeutendes Teilgebiet der Onomastik: Auch namhafte Psychoanalytiker wie Sigmund Freud oder Karl Abraham beschäftigten sich mit dem Einfluss der Namen auf die menschliche Psyche.⁵⁸ Pulgram (1954) meint hierzu:

This psychological Impact of name-bearing upon the bearer is of the greatest importance. It is responsible for all the magic powers ascribed to names, for the solemnity with which Christian baptism and non-Christian name-giving ceremonies are performed, for name taboos, for the intangible honor, pride, value, and sometimes shame, attached to one's name, and, conversely, for the fear and opprobrium of namelessness.⁵⁹

Diese interdisziplinäre Verbindung von Psychologie und Linguistik ergibt sich durch die Prägnanz der Personennamen für die (Selbst-)Identifikation und das Ichbewusstsein. Denn schon in früher Kindheit identifiziert sich der Mensch mit seinem Namen (sei es nun der „echte“ Name oder nur eine Koseform, mit der es häufig gerufen wird). „Die Selbstidentifikation mittels des Namens macht diesen zu einem Kristallisationspunkt für die Ichfindung, die Entwicklung.“⁶⁰ Dies ist ein Grund dafür, dass der Name meist als Teil des Ichs wahrgenommen wird. Generell gilt diese starke emotionale Beziehung in unseren Kulturkreisen vor allem für Rufnamen, da sie in vielen Fällen als persönlicher wahrgenommen werden, als die geerbten Familiennamen,⁶¹

⁵⁷ Debus (2003), S. 82.

⁵⁸ Vgl. Debus (2012), S. 71.

⁵⁹ Ernst Pulgram (1954).

⁶⁰ Seibicke (2008), S. 79.

⁶¹ Nübling (2017), S. 102/ Seibicke (2008), S. 79/ Debus (2003), S. 79.

die ja auch weitere Personen im eigenen Umfeld bezeichnen und wir einander in persönlichen Beziehungen meist mit dem Rufnamen adressieren. Familiennamen spiegeln weniger die eigene Persönlichkeit, sondern vielmehr einen gruppenspezifischen Teilaspekt einer Bindung an die Familie wieder.⁶² Hinzu kommt, dass der Familienname, vor allem bei Frauen, oft durch Heirat gewechselt oder verändert wird, weshalb er hier für die Selbstidentifikation nur geringfügig relevant ist (natürlich je nach individuellem Gebrauch).⁶³

3.1.1 Name und Entwicklung

Die Pubertät ist eine Entwicklungsphase, in der im Zuge der Ich-Findung die eigene Identität gefestigt sowie die Rolle in der Gesellschaft gefunden und eingenommen wird. Diese Phase der Identitätsfindung zeichnet sich unter anderem durch die verstärkte Reflexion über den eigenen Rufnamen aus. Dies kann sich unter anderem durch eine Verliebtheit in den eigenen Namen äußern: Der Name wird vermehrt gebraucht, in Hefte und Bücher geschrieben oder das eigene Zimmer damit dekoriert. Andererseits kann es in dieser Zeit auch zu einer ausgeprägten Unzufriedenheit mit dem Namen kommen, begleitet von dem Wunsch, diesen zu ändern. Dieser Drang zum Ablegen oder Umändern des alten Namens und des Aufnehmens eines neuen, wird von PsychologInnen als Anzeichen dafür gesehen, ein anderer Mensch werden und auch gesellschaftlich eine neue Rolle übernehmen zu wollen.⁶⁴ Dies kommt unter anderem vor, wenn der Name als zu kindlich angesehen wird, wenn er an eine ungeliebte Person erinnert oder auch wenn er für den persönlichen Geschmack zu gewöhnlich oder ungewöhnlich ist – kurz: wenn man sich mit dem Namen nicht identifizieren kann oder möchte.

Besonders stark kann sich die Unzufriedenheit mit dem eigenen Namen dann entwickeln, wenn er außergewöhnlich oder auffällig ist, da dann einerseits die Umgebung besonders auf ihn reagiert, andererseits das Gefühl von Zugehörigkeit zu einer Gruppe durch den Namen, der nicht an gängige Muster angepasst ist, gestört sein kann. Denn bei der Konstruktion von Identität ist das Verhältnis von Anpassung und Distanzierung von besonderer Relevanz: So wird Sprache einerseits als Mittel zur Identifikation, aber auch als Mittel zur Distanzierung genutzt.⁶⁵ Dies äußert sich demnach nicht nur dadurch, dass sich Menschen, die anders sprechen, des Öfteren nicht als Mitglied einer Gruppe identifizieren können, sondern eben auch insofern, als Personen

⁶² Debus (2003), S. 79.

⁶³ Eis (1970a), S. 23.

⁶⁴ Seibicke (2008), S. 80/ Katz (1954).

⁶⁵ Kresic (2006), S. 43-44.

mit unangepassten Namen Schwierigkeiten haben, sich in ein soziales Gefüge einzufinden und an der gemeinsamen Identität teilzuhaben. Katz (1964) beschreibt eine Studie, in der sie die Beliebtheit von Vornamen bei Kindern zwischen 9 und 12 Jahren untersuchte. Sie kommt zu dem Schluss, dass die in der eigenen Generation häufigen Vornamen besonders beliebt sind, während Namen aus älteren Generationen als ‚altmodisch‘ und ‚nicht schön‘ eingestuft wurden. Auch wenn es wenige Fälle gab, in denen Kinder (besonders Mädchen) ihren Namen deswegen mochten, weil er einzigartig war, wollten die meisten so heißen, wie sie es von anderen in ihrem Alter gewohnt waren.⁶⁶ Sie berichtet auch von einem Beispiel, in dem ein ungarisches Ehepaar in Amsterdam seine Kinder *Tibor-Alexander* und *Stella-Marie* nannte. Den Kindern waren ihre seltenen Rufnamen aber so unangenehm, dass sie sich, als sie später nach New York auswanderten, in *Alex* und *Maria* umbenannten – also Rufnamen annahmen, die besonders häufig vergeben werden. Dieser Wunsch zur Umbenennung kommt beispielsweise auch bei Menschen mit chinesischen Wurzeln in westlichen Ländern vor: Sie passen ihre Rufnamen den hier üblichen an und geben sich Namen wie *Alex*, *Jenny* oder *Rory*. Auch kommt es häufig vor, dass die Eltern ihrem Kind einen chinesischen Erstnamen und einen westlichen Beinamen geben. Je nach Umfeld wird dann entweder der eine, oder der andere Vorname als Rufname gebraucht. Eine gute Freundin von mir wurde in China geboren und wanderte mit ihren Eltern als Vierjährige nach Österreich aus. Ihren offiziellen Namen *Hui-Hui* legte sie schnell ab, da ihn hier einerseits kaum jemand korrekt aussprechen konnte und er ebenfalls negativ konnotiert und für Spötteleien verwendet wurde. Stattdessen nennt sie sich *Tiffany* - ein Name, den ebenfalls ihre Mutter ausgewählt hat. Mittlerweile hat sie sich mit ihrem ‚westlichen‘ Namen, im Gegensatz zu ihrem chinesischen, so stark identifiziert, dass sie sich sogar offiziell behördlich eine Namenänderung vollziehen ließ.

Dass ungewöhnliche Rufnamen sogar noch drastischere Folgen, als bloße Unzufriedenheit und den Wunsch zur Umbenennung haben können zeigen folgende Beispiele: So konnte der amerikanische Psychologe Dr. Robert Nikolay⁶⁷ nachweisen, dass Menschen, die ihren Rufnamen als ‚peinlich‘ empfinden, eher straffällig werden, als solche, die mit ihrem zufrieden sind. Einer weiteren Studie der Harvard-Universität⁶⁸ zufolge bilden sich bei Jugendlichen mit ungewöhnliche Rufnamen häufiger Neurosen oder andere psychische Auffälligkeiten: Sie können oder wollen sich nicht mit diesen von ihnen ungeliebten Namen identifizieren und wünschen sich einen unauffälligeren, angepassten Namen.⁶⁹ Außerdem kommt es bei solchen Kindern und

⁶⁶ Katz (1964), S. 23-24.

⁶⁷ Vgl. Mackensen (1974), der hierzu aber leider keine Quellenangabe nennt.

⁶⁸ Vgl. Seibicke (2002), S. 13.

⁶⁹ Krien (1973)/ Debus (2003)/ Seibicke (2008).

Jugendlichen häufiger dazu, dass sich wegen ihrer Namen gehänselt oder auch aufgrund des ungewöhnlichen oder exzentrischen Namens als Außenseiter behandelt werden, was die Entstehung von psychischen Auffälligkeiten ebenfalls begünstigt.⁷⁰ Auch beschreibt Krien (1973), dass Studenten mit exzentrischen Namen häufiger am Studium scheitern als andere.⁷¹ Ein weiterer Grund für diese Zusammenhänge von außergewöhnlichen Rufnamen und psychologischen Auffälligkeiten könnte bei den Eltern liegen, sind diese sind ja als Namengeber für die Wahl des Rufnamens ihres Kindes verantwortlich. Hierbei stellte sich heraus, dass Eltern mit seelischem Ungleichgewicht häufiger auffällige, einzigartige Namen wählen.⁷² Das Aufwachsen mit Eltern, die selbst psychische Probleme haben, kann für die Kinder und Jugendlichen zu einer enormen Herausforderung werden.

Wenn dann nicht im Laufe der Entwicklung der Kinder genügend Gegenkräfte geweckt werden, können daraus Konflikte und Krisen entstehen, die unter ungünstigen Umständen womöglich zu persönlichen Katastrophen führen. Der Name kann dabei insofern eine Rolle spielen, als der Neurotiker seine Schwierigkeiten, Ängste usw. auf seinen Namen als eine Art zweites Ich oder Über-Ich abwälzt (projiziert), dem er sich hilflos ausgeliefert fühlt.⁷³

Diese Ergebnisse der amerikanischen Studien dürfen aber auf keinen Fall verallgemeinert werden, da es keinesfalls so ist, dass Kinder mit „normalen“ Namen nicht von psychischen Problemen betroffen sind und andererseits Studien aus Schweden⁷⁴ solche Übereinstimmungen zwischen Kriminalität und außergewöhnlichen Vornamen nicht bestätigten. Auch gibt es, wie gesagt, einige Fälle, in denen besonders die Einzigartigkeit des eigenen Vornamens geschätzt wird. Dass ein ungeliebter Rufname aber Kristallisationspunkt persönlicher und familiärer Spannungen werden kann, ist dennoch stark anzunehmen.

Ein weiterer Grund für die Unzufriedenheit mit dem eigenen Vornamen kann es sein, wenn er zur Verwechslung des Geschlechtes führt. Katz (1964) gibt hier Beispiele aus Schweden an, bei denen der Vornamen oft mit einem anderen Geschlecht assoziiert wird, als mit dem tatsächlichen Geschlecht des/r NamenträgerIn. So wird der weibliche Vorname *Hagar* oft mit dem männlichen *Hadar* verwechselt und auch die deutschen Vornamen *Hellnult* oder *Winnfred* werden oft fälschlicherweise dem männlichen Geschlecht zugeordnet. Andererseits gibt es auch skandinavische männliche Vornamen, wie *Gösta*, *Ebbe*, *Helge* oder *Göte*, die von Außenstehenden wegen des vokalischen Auslautes auf [a] oder [ə] oft mit weiblichen Namenträgerinnen

⁷⁰ Seibicke (2002), S. 13/ Katz (1964).

⁷¹ Krien (1973), S. 123. Dieser Umstand kann aber auch der Tatsache geschuldet sein, dass in niedrigeren sozialen Schichten der Trend zu besonders individuellen Rufnamen eher besteht als in den bildungsnahen Schichten (vgl. Nübling et al. (2015), S. 137-141.)

⁷² Krien (1973), S. 123/ Seibicke (2002), S. 13.

⁷³ Seibicke (2008), S. 80.

⁷⁴ Katz (1964), S. 31.

assoziiert werden. Für TrägerInnen solcher Namen, die das Geschlecht der Benannten nicht eindeutig oder für manche falsch darstellen, können solche Situationen sehr belastend sein. Denn auch die Geschlechtsidentität ist ein wesentlicher Teil der Selbstwahrnehmung und eine immer wiederkehrende Verschiebung derselben in der Wahrnehmung anderer (ausgelöst durch den eigenen Vornamen) kann schnell zu Unzufriedenheit und daraus resultierenden psychischen Problemen führen (mehr dazu in Kapitel 5).

Ebenfalls kann der eigene Namen Einfluss auf den/die TrägerIn nehmen, etwa wenn jene/r das Bedürfnis hat, seinem Namen zu entsprechen: Solche Personen entwerfen (bewusst oder unbewusst) ein Bild, wie der Name als Programm für das eigene Handeln und Verhalten stehen könnte, und richten ihre Erwartungen an sich selbst oder Leitgedanken für das eigene Handeln danach aus. Ein Beispiel hierfür ist der ein Stamm aus Ashanti (Goldküste Westafrikas), wo Kinder nach dem Wochentag benannt werden, an dem sie geboren sind. Diese Wochentagsnamen werden als *Seelennamen* bezeichnet, da man in diesem Kulturkreis davon ausgeht, dass die Seele, die am Tag seiner Geburt in eine Kind einfährt und ihm seinen Charakter verleiht, mit dem bei den Ashanti vermuteten ‚Charakter‘ dieses Wochentags übereinstimmt. Im hiesigen Volksglauben ist überliefert, dass Montagskinder besonders brave Kinder sein, während Mittwochskinder ihren Eltern vermehrt Schwierigkeiten bereiten. Unter den Mittwochskindern sei auch der Hang zur Kriminalität ausgeprägter als bei den anderen. Jahoda (1954)⁷⁵ stieß in seinen Untersuchungen auf dieses Phänomen und bestätigte den Glauben der Ashanti, indem er die verurteilte Kriminalität am Jugendgericht untersuchte und ebenfalls zu dem Schluss kam, dass Mittwochskinder auffällig häufig an Vergehen gegen das Gesetz beteiligt waren. Dieses - auf den ersten Blick kuriose - Phänomen führte er auf die Namengebung zurück, die in weiterer Folge die Charakterentwicklung der Kinder und Jugendlichen beeinflusste: Denn *Kwaku* (‚Mittwoch‘) wird in der Sprache der Stämme oft als Bezeichnung des Bösen verwendet. Was die Eingeborenen der schlechten Charaktereigenschaften des Wochentages und der Seele, die an diesem Tag in das Kind eingefahren ist, zuschreiben, ist Jahoda zufolge vielmehr auf den Namen und seine Bedeutung zurückzuführen: Da sich diese Jugendlichen mit dem ‚Bösen‘ in ihrem Namen identifizieren, neigen sie vermehrt zu kriminellen Handlungen.⁷⁶ Die Ashanti sind ein Beispiel für einen Kulturkreis, in dem der Name als Omen für die Entwicklung des/r Benannten oder als Vorbild gesehen wird: Denn in vielen Fällen stellt es ein Motiv bei der

⁷⁵ Jahoda (1954), zit. nach Katz (1964), S. 14-15.

⁷⁶ Vgl. auch Krien (1973), S. 120.

Namenwahl dar, dass Namen gewählt werden, da sie dem Namenträger in seinem Leben positiv unterstützen sollen, wie in Kapitel 3.2 erläutert werden wird.

Oft ist die Namenwahl durch die Eltern motiviert von religiösen, ideologischen Motiven oder familiäre Nachbenennung. Bei der Identifizierung mit dem eigenen Vornamen spielen Ideale und Vorbilder ebenfalls eine erhebliche Rolle. Der Name kann aus diesem Grund ebenfalls einerseits als besonders positiv, oder aber auch als besonders negativ empfunden werden, je nach dem, welche Person man mit ihm assoziiert. So beschreibt Katz (1964)⁷⁷ eine junge Frau, die ihren Vornamen *Anna* nie mochte, bis sie als Ballerina in Sankt Petersburg (damals Lenin-grad) auftrat und herausfand, dass die berühmte Tänzerin Pawlowa, mit der sie sich durchaus identifizieren konnte, ebenfalls *Anna* hieß. Oft werden die Namen auch als Programm verstanden, was besonders im Zusammenhang mit Namensvorbildern verdeutlicht werden kann, wie auch in einem weiteren Beispiel von Katz (1964)⁷⁸, in dem sie einen *Hannibal* beschreibt: „Der heranwachsende Hannibal war von imponierender Gestalt, gehörte einer vornehmen Studentenverbindung an, benahm und fühlte sich wie ein Held, wie Hannibal.“ (Weitere Ausführungen zum Zusammenhang zwischen Namen und Charakterentwicklung in Kapitel 3.1.2 Namenphysiognomie.) Stimmt das mit den Namen identifizierte Vorbild aber nicht mit den eigenen Idealen überein, kann dies wiederum zur Unzufriedenheit mit demselben führen. Ein von Katz (1964)⁷⁹ zitierter *Siegfried*, der seinen Vornamen seinem Vater, einem brennenden Wagner-Verehrer, zu verdanken hat, empfindet den Namen trotz - oder vielmehr aufgrund - des heroischen Namensvorbildes als ‚pathetisch‘.

Es lässt sich an dieser Stelle festhalten, dass die Beziehung zu unseren Vornamen eine sehr enge aber auch vielschichtige ist. Der Name ist Mittel der Identifizierung und Identitätsstiftung. Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Rufnamen ist immer auch eine Auseinandersetzung mit der eigenen Identität. Dies äußert sich in der Herausbildung unserer Persönlichkeit in der Kindheit und Pubertät, wo dem Namen besonders häufig mit Unmut begegnet oder aber er förmlich verehrt und idealisiert wird. Der Vorname kann aufgrund seiner Häufigkeit, Seltenheit, Fremdartigkeit, Zeitgebundenheit oder auch Stellung in der Familienkonstellation als positiv oder negativ empfunden werden. Auch die Assoziation mit anderen Personen oder Idolen oder ästhetische und kulturelle Gesichtspunkte können hier von Bedeutung sein. Der Versuch seine Rolle und seinen Platz in der Gesellschaft zu finden ist oft verbunden mit der Reflexion über den eigenen Namen: Ist hier ein Vorbild, dem ich nacheifern kann, oder ein Namensvetter

⁷⁷ Katz (1964), S. 38.

⁷⁸ Katz (1964), S. 39.

⁷⁹ Katz (1964), S. 41.

von dem ich mich distanzieren möchte? Passt mein Name zu der sozialen Gruppe, zu der ich Anschluss finden möchte? Drückt mein Name aus, wer ich bin oder sein möchte? Kann ich mich mit meinem Rufnamen identifizieren oder konnotiert er (für mich) etwas, was ich nicht sein möchte? All diese Fragen können zu Konflikten und zu einer Unzufriedenheit mit dem Vornamen führen, die sich dann in psychischen Problemen manifestieren.

3.1.2 Namenphysiognomie

Dass Namen in psychologischer Hinsicht nicht nur der Selbstidentifikation dienen, sondern ebenfalls einen Einfluss darf haben, wie wir andere wahrnehmen ist ein Phänomen, das mit dem Begriff *Namenphysiognomie* (auch *Namenphysiognomik*) bezeichnet wird. Sie geht davon aus, dass Namen indirekt durchaus eine Bedeutungskomponente tragen können, aber nicht im Sinne einer lexikalischen Bedeutung, sondern im Sinne einer Assoziation, die ein Name bei SprachteilnehmerInnen bewirken kann, sei es dadurch, dass es sich um einen sprechenden Namen, wie *Fleischer* oder *Gottlieb* handelt, oder aber durch seine ästhetische Wirkung.⁸⁰ Ebenso kann allgemeines Weltwissen und persönliche Erfahrung hier mit einfließen, um zu einem Namen einen fiktiven Namenträger oder eine fiktive NamenträgerIn zu entwerfen und mit bestimmten Eigenschaften zu versehen. So werden beispielsweise Personen mit gängigen Vornamen oft als sympathischer eingestuft, als solche mit außergewöhnlichen.⁸¹ Andererseits kann das Nicht-Passen eines Namens zu unseren Vorstellungen auch zu Verwirrung führen.

Ein Name kann uns eine bestimmte Vorstellung von seinem Träger nahelegen oder, wenn er dazu nicht stimmen will, unseren Widerspruch hervorrufen. Bei Fontane sagt Jenny Treibel (VIII. Kap.): „Übrigens ist *Hildegard* ein lächerlicher Vorname für eine Hamburgerin. *Hildegard* heißt man in einem Schlosse mit Ahnenbildern oder, wo eine weiße Frau spukt.“⁸²

Besonders häufig wird hier Alters- und Intelligenzstereotypen zurückgegriffen, sowie eine gewisse Namensattraktivität miteinbezogen.⁸³ Menschen mit Namen, die länger nicht mehr in Mode waren, werden als betagter eingeschätzt und solche mit Namen, die eher in bildungsfernen Schichten vergeben werden (ich verweise hier auf das Phänomen des sogenannten ‚Kevinismus‘ oder ‚Chantalismus‘), werden zunächst mit weniger intelligenten Personen assoziiert. Die Werte für das angenommene Alter und die erwartete Attraktivität korrelieren hierbei meist

⁸⁰ Eis (1970b).

⁸¹ Katz (1964), S. 31.

⁸² Bach (1943), S. 238.

⁸³ Rudolph et al. (2007), S. 18.

negativ (je älter, desto weniger attraktiv), während Intelligenz und Attraktivität eindeutig positiv korrelieren, also Intelligenz mehr mit Attraktivität als mit Alter verknüpft wird (diese Ergebnisse hängen aber von Alter der Befragten ab).⁸⁴

Abbildung 1 zeigt den von Rudolph et al. (2007) postulierten Ablauf der Vornamenwahrnehmung: Durch die derzeitige Häufigkeitsverteilung eines Vornamens über verschiedene Altersgruppen hinweg wird das Alter der Person mit dem jeweiligen Vornamen geschätzt. Je jünger

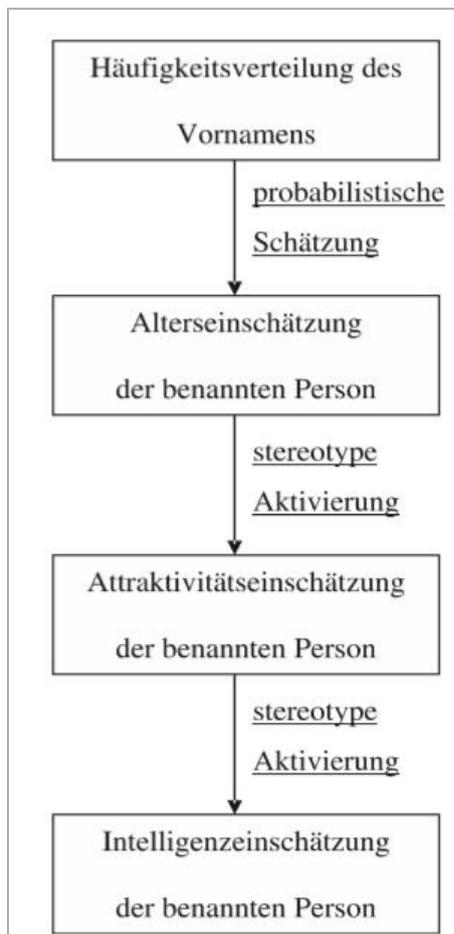


Abbildung 1: Die Vornamenwahrnehmung nach Rudolph et al. (2007), S. 22.

der/die NamenträgerIn angenommen wird, umso attraktiver wird er/sie erwartet, was durch die Aktivierung von Stereotypen (jung = attraktiv) passiert. Je nach dem, wie attraktiv die Person nun eingeschätzt wurde, wird ihr nun eine bestimmte Intelligenz zugesprochen. Hierbei gilt: Bei attraktiven Menschen wird eine höhere Intelligenz erwartet als bei weniger attraktiven, was ebenfalls eine Erwartungshaltung ist, die stereotypisch aktiviert ist.

Somit tragen unterschiedlichste Eigenschaften eines Namens zu den von ihm ausgelösten Assoziationen bei.

Dabei hat das jedem sprachlichen Zeichen eigene expressive Umfeld beim Namen zusätzlich die Tendenz, die Vorstellung eines bestimmten fiktiven Namenträgers zu suggerieren. Also auch wenn er seine konkrete Bezeichnungsfunktion verliert, wenn er losgelöst von einem bestimmten Namensträger betrachtet wird, bleibt diese Funktion als habitueller psychischer Mechanismus bestehen und drängt ersatzweise auf imaginative Verwirklichung des Namenträgers. Als Material zur Modellierung der imaginativen Gestalt des Namenträgers dient dabei die sprachliche Form des Namens.⁸⁵

Das hier erwähnte expressive Umfeld ist eine Summe aus Begleit- und Nebenvorstellungen, die ein Ausdruck unwillkürlich auslöst. Es sind Konnotationen, die dazu führen, dass durch das sprachliche Zeichen bestimmte relative Gefühle und Stimmungen ausgelöst bzw. assoziiert werden. Im sprachlichen Zeichen Eigenname ist dieser expressive Gehalt besonders präsent, da die lexikalische Bedeutung hier stark zurückgenommen ist und so mehr Raum für eigene Assoziationen bleibt.⁸⁶

⁸⁴ Rudolph et al. (2007), S. 19; 22.

⁸⁵ Krien (1973), S. 5.

⁸⁶ Krien (1973), S. 9.

Hierzu ein simples Szenario: Man ist mit einer Person verabredet, mit der man zuvor nur schriftlichen Kontakt hatte, sie also noch nie gesehen und sonst auch noch nicht allzu viele Informationen (über Alter, Herkunft, Interessen, Geschlecht, etc.) ausgetauscht hat. Nun sitzt man in einem Café und wartet auf die Person, von der man bis jetzt nur den Namen kennt und sucht unter den Menschen, die das Lokal betreten, ob eine/r dabei ist, der/die diese eine Person sein könnte. Heißt diejenige nun *Heidelinde Ulmer*, könnte man eine ältere Dame erwarten, die möglicherweise gut gekleidet und bundesdeutschen Ursprunges ist. Sie könnte freundlich, vielleicht etwas bemutternd sein und eine Vorliebe für das Gärtnern haben. Handelt es sich bei der Person aber um einen *Miroslav Pakić* stellt man sich vielleicht eher einen Mann mittleren Alters vor, der slawische Wurzeln und möglicherweise Probleme mit der deutschen Sprache hat. Er könnte etwas untersetzt und mürrisch aber durchaus stark sein.

Der Umstand, dass Namen in uns solche Vorannahmen auslösen können ist nicht weiter verwunderlich, Gegenstand der Namenphysiognomie ist es aber festzustellen, inwiefern sich dieses Phänomen der Psyche des Einzelnen auch auf der kollektiven Ebene von Sprachgemeinschaften wiederfindet. Leo Weißgerber⁸⁷ geht davon aus, dass sprachliche Benennungen aller Art nicht direkt die Außenwelt, sondern vielmehr eine muttersprachliche Denkwelt repräsentieren. Demzufolge könnten diese Konnotationen durch das expressive sprachliche Umfeld charakteristisch für bestimmte Sprachgemeinschaften sein. Krien (1973)⁸⁸ beschreibt einige Studien, die darauf hinweisen, dass die Namenphysiognomie als kollektives Phänomen existiert. So gab es etwa bei Tests zu literarischen Namen Übereinstimmungen zu über 90% bei der Zuordnung von Namen der Figuren zu deren Rolle und Charakter. Was bei den literarischen Namen noch weniger erstaunlich ist, da hier die Namen von den jeweiligen AutorInnen gezielt auf deren Persönlichkeit abgestimmt werden, zeigte sich aber ebenfalls bei zufällig ausgewählten Namen. Krien (1973) führte eine Erhebung durch, in der die Namen von zehn Personen zufällig aus einer Kartei ausgewählt wurden. Diese Namen sollten die ProbandInnen nun einem militärischen Dienstgrad (Schütze, Gefreiter, Leutnant, Major, Oberst, General, etc.) zuordnen. Hier zeigte sich ebenfalls ein hoher Grad der Übereinstimmung der Zuordnungen der unterschiedlichen Versuchsgruppen. So wurde Herr *Langohr* von über 60% der Befragten als in der Hierarchie weit unten angesiedelter Schütze eingestuft und Herr *Wittek* ähnlich oft als hochrangiger Oberst oder General. Die absolute Rangfolge, in der die Befragten die Namen anordneten, ist in beiden Versuchsgruppen auffallend übereinstimmend. Ähnliche Ergebnisse zeigten weiteren

⁸⁷ Weißgerber (1962).

⁸⁸ Krien (1973), S. 11-40.

Testungen, unter anderem mit einem Polaritätenprofil, bei dem ein Name anhand von 24 adjektivischen Begriffspaaren wie *hoch-tief*, *klein-groß*, *rau-glatt*, *sanft-wild*, *jung-alt* etc. und einer 7-stelligen Skala diese Begriffspaare betreffend charakterisiert werden sollte. Ist man demnach der Meinung *Heidelinde* wirkt besonders sanft, vergibt man im Begriffspaar *sanft-wild* den Wert 1. Empfindet man den Namen als eher zu einer älteren Person passend, wählt man bei *jung-alt* einen Wert von 6 oder 7. Auch hier ergaben sich bei den unterschiedlichen Versuchspersonen auffällige Übereinstimmungen in der Zuordnung des Polaritätsprofils zu den getesteten Namen: Von den ProbandInnen wurden die fiktiven NamenträgerInnen in ihren Eigenschaften erstaunlich ähnlich eingeschätzt – und dass, obwohl ihnen als einzige Information über die Personen bloß der Name zur Verfügung stand.

Diese Ergebnisse mit statistisch signifikanten Übereinstimmungen zeigen, dass eine große kollektive Sensibilität für die Ausdruckswirkung von Namen herrscht. Namenphysiognomien werden in Sprachgemeinschaften sehr ähnlich empfunden und stellen eine kollektive Intuition dar, die im Umgang mit Namen erlernt wird.⁸⁹ Man kann sie als Teil der Namenkompetenz⁹⁰ sehen, der Fähigkeit, Namen als solche zu erkennen, sie zuzuordnen, sie korrekt und situationsadäquat zu verwenden und eben auch Namen mit bestimmten Eigenschaften zu versehen, die sie unter Umständen ausdrücken, wo in unserem Sprachraum in erster Linie das Erkennen der Geschlechtszugehörigkeit von Bedeutung ist.

Für diese kollektiv übereinstimmenden Assoziationen die Namen betreffend ist der Namenphysiognomie zufolge, wie bereits erwähnt, das expressive Umfeld eines sprachlichen Zeichens verantwortlich. Durch unterschiedliche Reize wird das sprachliche Zeichen Name noch vor der begrifflichen, sachlichen, zeichenhaften Erfassung zuerst empfindungsgemäß als ausdrucksreiches Erlebnis wahrgenommen.⁹¹ Diese Primärkonnotationen sind eine erste intuitive Reaktion auf das sprachliche Zeichen, die dann durch weitere, bewusstere Denotationen überlagert wird. Träger dieser Primärkonnotationen können sein: Semantik (bei Namen im deutschen Sprachraum aber weniger), wenn schriftlich geäußert: Grafik,⁹² oder aber Phonetik. Relevant hierfür sind lautliche Aspekte wie die Länge von Einzellauten oder deren Qualität, bestimmte Lautfolgen oder Betonungsstrukturen, aufgrund derer einem Namen bestimmte Eigenschaften unbe-

⁸⁹ Krien (1973), S. 30 bzw. 37.

⁹⁰ Vgl. Debus (2012), S. 65-66.

⁹¹ Werner (1929), zit. nach Krien (1973), S. 41.

⁹² Eis (1970a), S. 22 bringt hier das Beispiel *Bismarck*, ein Name, der auffällig an der mit ihm verbundenen Autorität einbüßt, wenn man das ‚c‘, das im Deutschen eine orthografische Regelwidrigkeit darstellt, entfernt und er zu *Bismark* wird.

wusst zugeordnet werden (mehr hierzu in Kapitel 4.2.1 Phonosemantik). Weiters können Assoziationen über den/die NamenträgerIn ebenfalls durch idiomatische Merkmale ausgelöst werden, die die Person als zu einer bestimmten Gruppe zugehörig markieren (so wird ein Name wie *Miroslav Pakić* im deutschen Sprachraum als ausländisch und fremd wahrgenommen. Eine *Resi Obermoser* aber würden hier die wenigsten als nicht-deutschsprachig identifizieren). Neben diesen innersprachlichen Assoziationen können ebenfalls außersprachliche das expressive sprachliche Umfeld mitgestalten. Dazu gehören unter anderem kulturell tradierte Inhalte, die in uns eine bestimmte Erwartung an fiktive NamenträgerInnen wecken: Zum Beispiel wird der Name *Joseph* meist mit der biblischen Geschichte des neuen Testaments verknüpft, weshalb man sich hier eher einen einfachen, frommen, gütigen Menschen vorstellt, was Studien mit Polaritätsprofilen auch belegen.⁹³

Anschließend an diese Überlegungen stellte sich Krien (1973) die Frage, inwiefern der Name einer Person und seine Physiognomie auch eine Auswirkung auf die jeweilige Person selbst haben, die diesen Namen trägt und inwiefern der eigene Name mit der Persönlichkeit korreliert. Diese These des Einflusses von Namen auf die jeweiligen NamenträgerInnen unterstützt auch Bach (1943), der meint:

[...] der Name [ist] in der Gegenwart wie zu allen Zeiten eine Kraft, die auf die geistig-seelische Haltung des jeweiligen Namenträgers zurückwirkt. Das Selbstbewusstsein des Kindes erwacht an seinem Namen. Wir empfinden seinen Namen als ein Stück von uns selbst.⁹⁴

Diese „Kraft, die auf die Haltung des Namenträgers zurückwirkt“ zeigt sich des Öfteren im Alltag immer wieder, etwa bei dem zuvor erwähnten Fall des jungen *Hannibal*, der sich zu einem starken, durchsetzungsfähigen jungen Mann entwickelt, oder aber bei den unterschiedlichsten nomen-est-omen-Situationen: So titelte zum Beispiel die Süddeutsche Zeitung am 2.1.2012: „Wie der Name unser Schicksal prägt: Sigmund Freud erforschte die Lust, Wolfgang Wolf wurde Fußballtrainer in Wolfsburg - alles nur Zufall?“⁹⁵ Als weitere Exempel hierfür möchte ich den Urologen Dr. *Wasserer* nennen, der im St. Anna Kinderspital arbeitete, oder den wiener Rechtsanwalt Dr. *Schwindel*. Ebenfalls zeigte eine Studie in Deutschland,⁹⁶ wo die Familiennamen von 6303 Bäckern und 6152 Fleischern erhoben wurden, dass von den Bäckern verhältnismäßig viele *Becker* hießen und auch andere Nachnamen, die mit dem Bäckerberuf assoziiert werden können (*Weisbrod, Mehlig, Semmelbeck, Weckmüller, Mehlmann, Korn, Teigler, etc.*) hier signifikant häufiger auftraten. Bei den Fleischern waren wiederum der Name

⁹³ Krien (1973), S. 101-104.

⁹⁴ Bach (1943), S. 235.

⁹⁵ <http://www.sueddeutsche.de/wissen/psychologie-wie-der-name-unser-schicksal-praegt-1.691365#redirected-FromLandingpage> (Zugriff 9.3.2017).

⁹⁶ Krien (1973), S. 124-125.

Metzger und auch andere zum Beruf passende Familiennamen (*Fleischfresser, Kalbfleisch, Schweinsberg, Knoche, Fleischmann, Ferkel, Ochsner, Fleisch* etc.) besonders häufig (speziell im Vergleich zur Gruppe der Bäcker). Auch der Allerweltsname *Müller* war bei den Bäckern um 22% häufiger als bei den Fleischern. Dies sind deutliche Hinweise darauf, dass der Name Einfluss auf unser Wesen und so also unter anderem auch auf unsere Berufswahl nehmen kann. Doch wie genau kommt diese Beeinflussung der Persönlichkeit durch den Namen zustande und wo liegt die Verbindung zur Namenphysiognomie? Krien (1973) postuliert als Ursache hierfür ein Phänomen, ähnlich dem Doing-Gender-Ansatz, der besagt, die geschlechtsspezifischen Charaktermerkmale bilden sich erst in einer Gesellschaft als Reaktion von kollektiven Erwartungen an die Angehörigen einer bestimmten Geschlechtsgruppe heraus:

Eine Beeinflussung des Wesens eines Menschen durch seinen Namen könnte demnach zustande kommen, indem das Bild, das eine Sprechergruppe bewußt und unbewußt von einem Namen hat, in das Ich-Bewußtsein des Trägers dieses Namens integriert wird, und zwar dadurch, daß der Namenträger einmal als Mitglied der Gruppe teilhat an der kollektiven Auffassung und Bewertung des Namens, gleichzeitig aber auch diesen Namen als Teil seiner Identität zu empfinden gezwungen ist.⁹⁷

Diese Integration des kollektiven Namensbildes in das Ichbewusstsein der jeweiligen NamenträgerInnen bestätigt Krien (1973)⁹⁸ durch eine Studie, in der Versuchspersonen Polaritätsprofile einerseits von Namen, andererseits anhand von Fotos der jeweiligen Namenträger (hier nur männlich) erstellen sollten. Der Gedanke hierbei war, dass sich durch die feinen Unterschiede in der Mimik der Personen ihr Charakter offenbaren könne. Tatsächlich zeigten sich auch hier über die Gruppen der Versuchspersonen hinweg eindeutige Übereinstimmungen in den Polaritätsprofilen, die den Namen und jenen, die den Portraits zugeordnet wurden – der Charakter der Namenträger entsprach demzufolge durchaus dem mit ihrem Namen verbundenen Charakter, was Krien als einen Beweis dafür sieht, dass der Name die Identitätsbildung einer Person maßgeblich beeinflusst.

Die Namenphysiognomie leistet demzufolge einen wesentlichen Beitrag dazu, wie wir Personen wahrnehmen: unbewusste Prozesse, lösen in Reaktion auf den dargebotenen Namen Emotionen und Erwartungen aus. Dies geschieht einerseits durch außersprachliche Faktoren wie das eigene Weltwissen, ideomatische Aspekte oder Vorerfahrungen mit Personen dieses Namens, andererseits über sprachliche Auslöser wie Phonetik, Semantik oder Graphemik. Diese namenphysiognomischen Assoziationen sind nicht nur in der individuellen Wahrnehmung anderer von Bedeutung, sondern existieren, wie einige Studien zeigen konnten, als kollektives Phänomen, beeinflusst von stereotypischen Annahmen über den/ die NamenträgerIn. Darüber hinaus

⁹⁷ Krien (1973), S. 127.

⁹⁸ Krien (1973), S.129-147.

integriert jede namentragende Person diese Erwartungshaltung an fiktive NamenträgerInnen unbewusst in ihr Denken und Handeln, sodass die Tendenz entsteht, der eigenen Namenphysiognomie gerecht zu werden und sich so zu verhalten, wie es der Stereotyp des Namen erwarten lässt. In Bezug auf die Namenwahl spielt die Namenphysiognomie ebenfalls eine bedeutende Rolle, wie im folgenden Kapitel geschildert wird.

3.2 Namengebung

Die Wahl des Vornamens für ein Kind ist ein komplexer Vorgang, der auf unterschiedlichste Weise motiviert sein kann. Hier werden vielschichtige Überlegungen getätigt, Vor- und Nachteile eines Vornamens bedacht, um schlussendlich zu dem Namen zu finden, der dann bei der Namengebung festgelegt wird. Die Namengebung bei Personen ist in den meisten Sprechergruppen ein rituell oder zumindest administrativ geprägter Akt, bei dem die Referenzfixierung des Namens auf ein bestimmtes Objekt stattfindet, doch kann eine Person ebenfalls inoffiziell einen Namen erhalten:

Auch wenn jemand eine spontan aus der Situation entstandene Personenanrede oder -bezeichnung beibehält und/oder ein anderer sie aufgreift, um damit von nun an mit diesem sprachlichen Zeichen auf diese eine Person Bezug zu nehmen (zu referieren), liegt ein Namengebungsakt vor.⁹⁹

Diese spontane Art der Namenvergabe bezieht sich meist auf Kose- oder Spottnamen (mehr dazu in Kapitel 4.4). Wählt man aber den „offiziellen“, bürgerlichen Vornamen für ein Kind, gehen dem Namengebungsakt meist langwierige Überlegungen zur Namenwahl voraus. Wegen dieser Unterschiede, die es bei der Namengebung geben kann, unterscheidet Seibicke (2008) grob zwischen formellen und informellen Namengebungsakten: Der informelle kann jederzeit vollzogen werden, ganz unabhängig davon, ob die benannte Person schon einen Namen hat oder nicht. Auch ist diese Form der Namenvergabe meist weder verbindlich, noch wird sie schriftlich fixiert (Ausnahme hierbei sind Zeitschriften, die Spitznamen wie *Brangelina* (Brad Pitt und Angelina Jolie; SchauspielerInnen) oder *Schweini* (Bastian Schweinsteiger; Fußballer) für bekannte Persönlichkeiten auch schriftlich verbreiten). Dem entgegengesetzt sind formelle Namensgebungsakte an bestimmte Rituale oder institutionelle bzw. administrative Abläufe gebunden (z.B.: Taufe, Meldung einer Geburt im Standesamt, Namensänderung, Aufnahme in einen Orden oder eine Burschenschaft). Sie wirken sehr wohl verbindlich auf die benannte Person und verpflichten sie, diesen Namen von nun an, zumindest im offiziellen Rahmen zu gebrauchen. Weiters wird der formell vergebene Name meist schriftlich fixiert.

⁹⁹ Seibicke (2008), S. 16.

3.2.1 Motive der Namenwahl

Die Namenwahl ist also der Vorgang der Überlegung, mit welchem Namen man bei der Namenvergabe eine Person benennen möchte. (Natürlich können auch Tiere, Straßen, Institutionen oder andere Objekte, wie Schiffe, Autos oder Produkte mit Namen versehen werden, was ebenfalls mit vielschichtigen Prozessen der Namenwahl verbunden sein kann - hier wird in weiterer Folge aber nur auf die Benennung von Personen Bezug genommen.) Diese benannte Person ist in den allermeisten Fällen ein Neugeborenes, das den Vornamen erhalten soll, den es für den Rest seines Lebens tragen wird. Der hier gegebene Name wird fester Bestandteil seiner Lebensgeschichte, auch wenn er später durch Spitznamen, Pseudonyme etc. ergänzt oder gar ersetzt wird.¹⁰⁰ Die Namenwahl ist eine kreative aber ebenso durch Analogie gekennzeichnete Tätigkeit, da meist an vorhandene Muster und Modelle angeknüpft wird.¹⁰¹

Geleitet wird diese Wahl durch eine bestimmte Mentalität, die wiederum aus Motiven, Affekten oder Zielvorstellungen resultiert, die der namengebenden Person bewusst oder unbewusst sein können. Solche Motive können sein: Ideologie, Religion, Ästhetik, Tradition, Konvention oder auch regionalspezifische Phänomene.¹⁰² Ernst (2010) beschreibt die für die Namenwahl relevanten Motive in Bezug auf motivationspsychologische Modelle der Handlungs-Ergebnis-Erwartungen und der Ergebnis-Folgen-Erwartungen. So wird ein Name stets in der Erwartung vergeben, dass er später einmal belohnende Folgen haben wird.¹⁰³ Solche belohnenden Folgen können beispielsweise eintreffen, indem ein besonders auffallender Vorname größere Beachtung bei Mitmenschen bewirkt, aber genauso persönliche Genugtuung über die Ästhetik des Namen oder über Erinnerungen an eine/n andere/n NamenträgerIn, die an dem Namen haften, oder der Name wird als „Programm“ gesehen und soll so in Zukunft an ein bestimmte Ziel führen (Herrschernamen, Papstnamen, Filmstarnamen, etc.) – die Motivation hierbei ist also, dass *nomen* als *omen* fungieren soll. Generell werden Erleichterungen im Alltag und ebenfalls ein Zugewinn an gesellschaftlichem Ansehen und sozialem Prestige durch den Vornamen erwartet.

Diese die Namenwahl begleitende Mentalität ist demnach eine Zusammenstellung verschiedener Denk- und Empfindungsweisen sowie bestimmter mentaler Dispositionen, die mitunter für

¹⁰⁰ Die Vergabe des Familiennamens ist hier weniger interessant, da hier kaum Freiheiten offen stehen und deshalb kaum Überlegungen diesbezüglich getätigt werden müssen.

¹⁰¹ Naumann (2011), S. 65.

¹⁰² Debus (2012), S. 81.

¹⁰³ Ernst (2010), S. 63-64.

ein Kollektiv typisch sind und somit zu einem für dieses eine kollektiv typische Verhalten führen¹⁰⁴: Aus einer Mentalität entspringen unbewusst Werte, Normen und Meinungen, die sich dann im Denken, Fühlen und Handeln offenbaren. Sie ist, in anderen Worten, kulturell und gesellschaftlich geprägt, prägt andererseits aber ebenso die Kultur und Gesellschaft, in der sie sich entwickelt hat. Nach Kohlheim (2010) ist die Namengebung ein Phänomen, das untrennbar mit der Mentalität einer gesellschaftlichen Gruppe verbunden ist:

Denn was ist Namengebung anderes, als ein zwar in der Regel individuelles Handeln, das aber immer schon an kollektiven Erwartungsnormen, die wiederum auf spezifischen Mentalitäten basieren, ausgerichtet ist [...]? Diese Erwartungsnormen lassen zweifellos eine gewisse Bandbreite von unterschiedlichen Entscheidungen zu, was jedoch darüber hinausgeht, erscheint als „undenkbar“, „unvorstellbar“, „unmöglich“ [...], wird – im Falle der Namengebung – gesellschaftlich durch Lachen, Spott, in der Gegenwart auch gesetzlich sanktioniert.¹⁰⁵

So scheint es auch immer wieder Eltern zu geben, die es sich zur Aufgabe machen, für ihr Kind einen besonders eigenwilligen Vornamen zu finden, um Exotik auszudrücken, oder dem Kind Individualität zu verleihen. Es gibt Fälle von Eltern, die ihre Neugeborenen *Pepsi-Carola*, *Windsbraut* oder *Bierstübl* nennen wollten. Dietrichsen (1989) interpretiert so eine Namenwahl als narzisstische Selbstspiegelung der Eltern, ohne Rücksicht auf das Wohl des Kindes.¹⁰⁶ Denn es ist anzunehmen, dass Kinder oder auch Erwachsene mit Namen wie *Bierstübl* in unterschiedlichsten Situationen auf Schwierigkeiten treffen: Sei es, dass sich MitschülerInnen oder ArbeitskollegInnen über sie lustig machen, dass sie bei der Angabe ihres Namens zu administrativen Zwecken auf Unglauben stoßen oder dass sie aufgrund ihres Vornamen nicht ernstgenommen werden (dies sind alles Reaktionen, die auf der Mentalität einer Gesellschaft und ihren die Namen betreffenden Normen beruhen). So kann sich sehr schnell eine Unzufriedenheit mit dem eigenen Vornamen entwickeln, aus der in weiterer Folge, wie bereits in Kapitel 3.1 beschrieben, gravierende psychische Problemen resultieren können.

In der heutigen Zeit scheinen in der westlichen Gesellschaft die Überlegungen zur Namenwahl von den unterschiedlichsten Motiven begleitet zu werden. So scheint besonders der Klang ein zentrales Motiv darzustellen: Der Name muss schön klingen, vor allem bei Mädchennamen, da diese, wie das Mädchen selbst, „schön zu sein haben“¹⁰⁷. Auch muss der Vorname in Rhythmus und Klang (und möglicherweise auch Lexik) zum Nachnamen passen. Nach einer Studie des Wilfried-Seibicke-Instituts wählen bis zu zwei Drittel aller Eltern einen Vornamen für ihr Kind, der ihnen „gut gefällt“.¹⁰⁸ Auffällig ist, dass das sich heutige Nameninventar mit all seinen

¹⁰⁴ Kohlheim (2010), S. 128.

¹⁰⁵ Kohlheim (2010), S. 128.

¹⁰⁶ Dietrichsen (2003), S. 369 zit. nach Debus (2003).

¹⁰⁷ Seibicke (2008).

¹⁰⁸ Seibicke (2008), S. 28/ Nübling et al. (2015)/ Oelkers (2003).

akzeptierten und gebrauchten Vornamen im Vergleich zu früher besonders individualisiert und vielfältig gestaltet, was eben auch den Wandel in der Mentalität widerspiegelt: Subjektivistisch-individualistische Strömungen führen dazu, dass der Name dazu genutzt wird, die Besonderheit und Einzigartigkeit eines Menschen auszudrücken. Wo früher noch die innerfamiliäre Nachbenennung vorherrschte, ist es heute ein Anliegen, dem Neugeborenen durch seinen Vornamen einen individuellen, persönlichen Zug zu geben, der zu einer Gesellschaft passt, die sich durch Autonomie und Vielfalt auszeichnet.¹⁰⁹ So kommt es dazu, dass die Vornamen, die heutzutage gewählt werden, erstaunlich geringe Vergabezahlen haben (auch diejenigen, die im Vergleich zu den anderen am häufigsten gewählt werden), da das Inventar aus dem geschöpft wird so groß ist, dass die einzelnen Namens selbst weniger oft auftreten. Im Vergleich zu den letzten Jahrhunderten, als in manchen Gegenden nur wenige Vornamen für Jungen oder Mädchen verfügbar waren, die Kinder nach ihren Paten benannt wurden und sich so bestimmte Namen konservativ hielten, ergibt sich heute in unserer globalisierten Gesellschaft allein durch die Vornamen, die aus anderen Sprachen bezogen werden, eine enorme Vielfalt.¹¹⁰ 1894 waren es beispielsweise nur 38 verschiedenen Namen unter 100 zufällig ausgewählten NamenträgerInnen, 1994, 100 Jahre später, waren es 81 und im schweizer Kanton Schaffhausen, wo zwischen 1965 und 1970 die 11 häufigsten männlichen Vornamen von 46% der Jungen und die 11 häufigsten weiblichen Vornamen von 33% der Mädchen getragen wurden, waren es 2008 (diesmal allerdings in Zürich) nur 26% der Kinder, die einen der 100(!) häufigsten Vornamen trugen.¹¹¹

Diese Tendenzen zur Individualisierung spiegeln sich aber auch phonetisch und graphematisch wieder. Dies zeigt Nübling et al. (2015) unter Bezugnahme auf die Top-20-Namen von 1945 (z.B. *Peter, Günther, Jürgen, Dieter, Rainer, Werner*), die phonologisch einander deutlich mehr ähneln als die Top-20-Namen von 2010 (z.B. *Leon, Paul, Maximilian, Felix, Luca*). Auch werden bei der Schreibweise der Namen viel mehr Freiheiten und Variationsmöglichkeiten genutzt, wie zum Beispiel beim Jungennamen [ˈjanɪk], bei dem acht verschiedene Schreibweisen möglich sind (<Janik, Jannick, Janick, Yanick, Yannick, Yanik, Yannik und Yanic>), die von Eltern auch regelmäßig gewählt werden.¹¹² Die Graphematik von Rufnamen wird ebenfalls dazu genutzt, eine exklusive, exotische, individuelle Komponente zu kreieren, indem Grapheme wie <y, x, v, c>, die in der deutschen Sprache nur vereinzelt, bzw. meist nur in Lehnwörtern vorkommen, in die Namen aufgenommen werden. Generell scheint es bei Mädchen noch wichtiger

¹⁰⁹ Vgl. Kohlheim (2010).

¹¹⁰ Oelkers (2003), S. 34.

¹¹¹ Nübling et al. (2015), S. 119.

¹¹² Vgl. Nübling et al. (2015), S. 119-120.

zu sein, Individualisierung zu markieren, als bei Jungen, bei denen es häufiger zu Nachbenennungen kommt.¹¹³

Neben der Euphonik, der Individualität und dem persönlichen Geschmack tragen aber auch überindividuelle Konnotationen und Stereotype, die mit Vornamen assoziiert werden, erheblich zur Namenwahl bei: Namengebende Personen haben ein bestimmtes Bild eines/r NamensträgerIn vor dem inneren Auge (vgl. Kapitel 3.1.2), das sie bei den Überlegungen zur Namenvergabe miteinbeziehen. Dieser Umstand verweist in gewisser Hinsicht auch auf diverse Nachbenennungspraktiken, die heute immer noch von Bedeutung sind, auch wenn es nicht mehr Usus ist, ein Kind nach seinem Paten zu benennen. Die eben erwähnte Studie des Wilfried-Seibicke-Instituts ergab ebenfalls, dass 68% der Eltern subjektive Beweggründe für die Namenwahl heranzogen und sich nur 17% an (Familien-)Traditionen orientiert hatten.¹¹⁴ Dennoch werden immer noch (vor allem erstgeborene Jungen) nach einem männlichen Familienmitglied benannt, wobei hier der Gedanke des „Stammhalters“ mitzuschwingen scheint.¹¹⁵

Mit diesem Selektionsprinzip, das im Deutschen schon seit frühester Zeit bekannt ist, verbinden sich tief wurzelnde Vorstellungen vom Weiterleben nach dem Tode in den Nachkommen. Es kann damit aber auch nur beabsichtigt sein, die familiäre Bindung zum Ausdruck zu bringen und zugleich zu festigen, oder man möchte, dass ein Geschäft oder Betrieb, eine Firma unverändert unter einem inzwischen bekannten und geschätzten Namen fortbesteht.¹¹⁶

Dies ist ein Grund, wieso das Nameninventar für Männernamen (im deutschsprachigen Bereich) deutlich kleiner ist, als das der Frauennamen und auch die Vergabezahlen einiger Männernamen höher sind, als die der Frauennamen. Die Nachbenennung passiert aber nicht nur innerfamiliär, sondern durchaus als Benennung nach bekannten Persönlichkeiten wie KünstlerInnen, SchauspielerInnen, HerrscherInnen, SportlerInnen, fiktiven Figuren oder auch nach religiösen Vorbildern, was in der heutigen Zeit aber nur noch von geringerer Bedeutung ist, da nun vermehrt die Medien unsere Namenschemata prägen. Der wohl bekannteste Fall für Mediengeprägte Nachbenennung ist der Name *Kevin*, der sich in den 1980ern und -90ern enormer Beliebtheit erfreute, da es hier Vorbilder aus Film, Sport, und Schauspiel gab. Nach Nübling et al. (2015) wird der Einfluss der Medien auf die Nachbenennung aber überschätzt, da sich in den aktuellen Top-20 der in Deutschland vergebenen Vornamen keine Namen befinden, die durch das Vorbild prominenter Persönlichkeiten in das Nameninventar gelangt sein könnten.¹¹⁷ Die Motive, die mit einer solchen Nachbenennung einhergehen, können sein: Verehrung, der

¹¹³ vgl. Oelkers (2003).

¹¹⁴ Rodolph et al. (2007), S. 19.

¹¹⁵ Oelkers (2003), S. 35-36.

¹¹⁶ Seibicke (2008), S. 115.

¹¹⁷ Nübling (2015), S. 120.

Wunsch nach Vorbildwirkung für das Kind, oder die Vorstellung, dass etwas von den bevorzugten Eigenschaften des Namensvorbildes auf das Kind übergehe.¹¹⁸ Die etymologische Bedeutung eines Vornamen hat in unserer Gesellschaft nur noch einen geringen Wert, denn viele kennen die Bedeutung ihres Namen nicht einmal und wenn sie als Auswahlkriterium hinzugezogen wird, dann ist sie meist nur nebensächlich. Anders gestaltet sich dieser Umstand beispielsweise im englischsprachigen Raum, wo häufig Namen wie *Hope*, *Faith* oder *Harmony* gewählt werden, um durch ihre lexikalische Bedeutung eine Art nomen-est-omen-Situation für das Kind zu schaffen in der Erwartung, jene guten Wünsche mögen sich im zukünftigen Leben des benannten Kindes erfüllen.

Neben der Individualisierung, der Suche nach einem möglichst seltenen Namen, werden aber auch Namenmoden als Motiv für die Benennung diskutiert: Oft folgen Eltern den gerade gängigen Trends, um das Kind möglicherweise auch besser in die Gesellschaft eingliedern zu können, wenn es sich nicht durch seinen Namen ausgegrenzt sieht.¹¹⁹ Namenmoden sind ein Phänomen, das ebenfalls in der Mentalität einer Gesellschaft wurzelt. So ergeben sich regelmäßig Trends, wie von den 1930ern bis in die -50er die Bindestrichnamen (*Anna-Lena*, *Hans-Dieter*), gewisse Klangmuster, die sich an Beliebtheit erfreuen (zurzeit werden Vornamen beispielsweise immer vokalreicher) oder eben der bereits erwähnte Trend zur Individualisierung, der aber als langfristiger anzusehen ist. Von den Namenmoden zu unterscheiden sind sogenannte *Modenamen*, das sind Namen, die sich kurzfristig auffällig hoher Beliebtheit erfreuen, und dann schnell wieder in ihrer Häufigkeit abfallen. Debus (2012) sieht hierin das Kuriosum, dass einige Eltern ihrem Kind einen besonders ausgefallenen Namen geben wollen, um ihre Individualität zu unterstreichen, dann unbewusst einen Vornamen wählen, der dem Zeitgeist, der aktuellen Mentalität, entspricht, und demzufolge auch von vielen anderen Eltern in Betracht gezogen und gewählt wird. Kurze Zeit danach kommt aber die Verwunderung auf, dass sich der einzigartig und individuell geglaubte Vorname plötzlich unerwarteter Beliebtheit erfreut, weshalb er dann ebenfalls als Wunschname für später geborenen Kinder ausfällt, da er nun ja nicht mehr besonders und exquisit ist, und somit die Vergabezahlen wieder absinken.¹²⁰

¹¹⁸ Seibicke (2008), S. 118.

¹¹⁹ Vgl. Katz (1964).

¹²⁰ Debus (2012), S. 95.

3.2.2 Namenrecht (Österreich)

In Österreich sind die namenrechtlichen Bestimmungen im Personenstandsgesetz (PStG) festgelegt. Binnen einer Woche nach der Geburt muss der Name des Neugeborenen am Standesamt in das Geburtenbuch eingetragen werden. Bei der Wahl des bürgerlichen Vornamens für ihr Kind, stehen den Eltern aber keinesfalls alle Freiheiten offen. §21 Abs. 2 des PStG gibt hier vor:

Bei Kindern des in §2 Abs. 2 genannten Personenkreises [jene, die dem österreichischen PStG unterliegen; Anm. H.O.] muss zumindest der erste Vorname dem Geschlecht des Kindes entsprechen; Bezeichnungen, die nicht als Vornamen gebräuchlich oder dem Wohl des Kindes abträglich sind, dürfen nicht eingetragen werden.

In Bezug auf die Markierung des Sexus des Kindes ist ganz klar festgelegt, dass der erste Vorname, dem Geschlecht entsprechen muss. Als „Geschlecht“ wird hierbei das biologische Geschlecht verstanden, also das Geschlecht, dass der Arzt oder die Hebamme in das Geburtenbuch einträgt. Ausnahmen bieten hier aber Namen wie *Andrea* oder *Gabriele*, die im deutschen Sprachraum zwar als weiblich wahrgenommen werden, in anderen Sprachen aber Männernamen sind. Kann nachgewiesen werden, dass der gewünschte Vorname in einer anderen Sprache durchaus dem Geschlecht des Kindes entspricht, wird dieser in vielen Fällen ebenfalls zugelassen. Sexusambige Rufnamen, das sind solche, die sowohl Mädchen als auch Jungen zugeteilt werden können (z.B. *Alex, Sascha, Kris, René*), dürfen ebenfalls als erster Vorname eingetragen werden. Als zweiter, dritter oder weiterer Vorname (in Österreich ist die Anzahl der Vornamen nicht begrenzt) kann aber ein Name stehen, der nicht dem Geschlecht des Kindes entspricht, so wie es beispielsweise lange nicht unüblich war, einem Jungen als zweiten Vornamen den Namen *Maria* zu geben. In jedem Fall obliegt es aber dem/der Standesbeamten, ob der Name als zulässig, oder aber als abzulehnen gilt, da dem Wohle des Kindes schaden könnte, oder kein gebräuchlicher Vorname ist. (Fälle wie *Bierstübel*, oder *Windsbraut*, wie sie zuvor erwähnt wurden, wären demnach in Österreich nicht zulässig).

Nach dem Namenänderungsgesetz (NÄG), ist es in Österreich möglich, den Vornamen, der nach der Geburt ins zentrale Personenstandsregister eingetragen wurde, zu ändern. Ein möglicher Grund hierfür ist nach §2 Abs.2 Z.3 wenn „ein Vorname nicht dem Geschlecht des Antragstellers entspricht“. Dennoch gelten auch hier die Beschränkungen, dass der neugewählte Vorname dem Geschlecht entsprechen und ebenfalls ein gebräuchlicher Vorname sein muss. Im Fall von Transgender-Personen ist es nur dann legitim, den Vornamen dem Identitätsgeschlecht anzupassen, wenn entweder ein Vornamen gewählt wird, der geschlechtsneutral ist, oder in einer anderen Sprache auch für Menschen mit dem im zentralen Personenstandsregister eingetragenen Geschlecht der Person stehen kann - oder aber der Transgender-Person wird eine

Personenstandsänderung gewährt, durch die sie die Eintragung im zentralen Personenstandsregister ihrem Identitätsgeschlecht anpassen darf.

Für die Personenstandsänderung das Geschlecht ist die aktuelle Rechtsgrundlage ein Schreiben des BMI von 2010,¹²¹ in dem festgelegt ist, dass Transgender-Personen unter bestimmten Voraussetzungen eine Personenstandsänderung gewährt werden muss:

Ist die (psychische) Komponente des Zugehörigkeitsempfindens zum anderen Geschlecht aller Voraussicht nach irreversibel und nach außen in der Form einer deutlichen Annäherung an das äußere Erscheinungsbild des anderen Geschlechts zum Ausdruck gekommen, ist der österreichischen Rechtsordnung kein Hindernis zu entnehmen, das eine personenstandsrechtliche Berücksichtigung des für die Allgemeinheit relevanten geschlechtsspezifischen Auftretens hindern würde. Die Annäherung an das äußere Erscheinungsbild des anderen Geschlechts ist auch ohne operativen Eingriff möglich.¹²²

Zulässig ist diese Personenstandsänderung also nur dann, wenn deutlich wird, dass sich besagte Person sowohl äußerlich, als auch innerlich, durch das Zugehörigkeitsempfinden dem Identitätsgeschlecht annähert. Meist fordert das zuständige Amt darüber hinaus ein psychiatrisches Gutachten, das das Zugehörigkeitsempfinden zum jeweiligen Geschlecht bestätigt und weiters angibt, dass sich dieses Zugehörigkeitsempfinden mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht mehr ändern wird. Vor 2010 war es Transgender-Personen in Österreich nicht möglich, ihren dem Identitätsgeschlecht entsprechenden Vornamen frei zu wählen. Sie mussten meist auf Namen wie *Andrea, Gabriele, Alex, Kim, René* etc. zurückgreifen, die für beide Geschlechter gebraucht werden können.

3.3 Pseudonyme und Namenwechsel

Anthroponyme sind in den meisten Fällen, allein durch ihre administrative Fixierung, konstant (Spitznamen bilden hier eine Ausnahme). Nur bei großen sozialen Zäsuren, wie der Heirat, dem Eintritt in einen Orden oder einem Identitätswechsel, bzw. der Erschaffung einer alternativen Identität, kann es dazu kommen, dass der Name geändert oder ein *Pseudonym* angenommen wird.¹²³ Als Pseudonyme werden solche Namen bezeichnet, die den bürgerlichen, „offiziellen“ Namen überdecken oder versdrängen sollen, sozusagen „falsche“ Namen, die zur Tarnung, zur Erfolgssteigerung oder zur Nutzung einer alternativen Identität gebraucht werden.¹²⁴ Pseudonyme sind, im Gegensatz zur amtlichen Namenänderung, bei der der frühere Name gelöscht und durch den neuen ersetzt wird, in der Regel nicht rechtswirksam, der offizielle Name bleibt

¹²¹ Schreiben des BMI vom 11.Mai 2010: BMI-VA 1300/0139-III/2/2010.

¹²² BMI (2010), S. 1.

¹²³ Nübling et al. (2015), S. 179.

¹²⁴ Debus (2012)/ Seibicke (2008)/ Nübling et al. (2015).

bestehen, während das Pseudonym parallel dazu existiert. Dennoch kann aus Sicht der Mitmenschen die konsequente Verwendung des Pseudonyms als Namenänderung wahrgenommen werden,¹²⁵ da es im persönlichen Umfeld meist irrelevant ist, welcher Name in den offiziellen Dokumenten angeführt ist. Gläser (2009) beschreibt das Pseudonym als einen:

[...] neben dem bürgerlichen Namen existierender sekundärer fakultativer Name, den eine Person aus sozialen, politischen, beruflichen oder privaten Gründen selbst wählt, um die eigene Identität für eine gewisse Zeit oder auf Dauer zu verbergen oder auch, um auf diese Weise höhere Erfolge und stärkere Popularität in ihrer Tätigkeit zu erzielen.¹²⁶

Eine Änderung im Namen einer Person (aus eigenem Antrieb¹²⁷) zeigt demzufolge immer auch eine Änderung im Wesen der Person, ihrer Aufgabe, ihrem Dasein an. Die Motive bei der Wahl eines Pseudonyms sind so vielfältig wie die Motivation, sich ein Pseudonym zu erschaffen. Neben Gründen der persönlichen Sicherheit können Umbenennungen ebenfalls politisch, künstlerisch, religiös oder persönlich motiviert sein. Die so erschaffenen Pseudonyme können dann unterstützend für ideologische, ökonomische, kriminelle oder andere individuelle Ziele wirken, da sich durch den neuen Namen auch die Wahrnehmung der eigenen Person durch das soziale Umfeld ändert. Besonders effizient wirken sie bei KünstlerInnen aller Art, die sich entweder in ihrem Privatleben vor zu viel öffentlicher Aufmerksamkeit schützen wollen und deshalb ihren wahren Namen und ihre wahre Identität verbergen (wie die Sängerin *Sia* oder der Rapper *Cro*), oder durch eingängige Namen wie *Lady Gaga*, *Pink*, oder *2Pac* besonders effizient und nachhaltig das Zielpublikum ansprechen wollen, da vielleicht auch der bürgerliche Name (im Fall von *Lady Gaga* etwa *Stefani Joanne Angelina Germanotta*) aufgrund der Länge oder fehlendem Wiedererkennungswert weniger für eine/n KünstlerIn eignet. Ein Extrembeispiel hierfür ist der französische Philosoph und Schriftsteller *François Marie Arouet*, der 160 verschiedene Pseudonyme verwendete, eines der bekanntesten darunter *Voltaire*.¹²⁸

Es kann ebenfalls dazu kommen, dass das gewählte Pseudonym in seinem markierten Geschlecht nicht dem tatsächlichen Geschlecht der den Namen tragenden Person entspricht. Dies gilt meist für Künstlerinnen, die es als Frau unter ihrem eindeutig als weiblich zu erkennenden Namen schwer hatten (oder auch immer noch haben), Anerkennung zu finden und vom Zielpublikum ernst genommen zu werden, weshalb sie ihre Werke unter einem männlichen Pseudonym (*Pseudandronym*) veröffentlichten. So verbirgt sich unter dem Schriftstellernamen *George Eliot* eigentlich die Schriftstellerin, Journalistin und Übersetzerin *Mary Anne Evans*, die im viktorianischen England als Frau wohl nie zu dem Ruhm gekommen wäre, den sie unter

¹²⁵ Seibicke (2008), S. 32.

¹²⁶ Gläser (2009), S. 509.

¹²⁷ Fälle wie die erzwungene Umbenennung durch Zeugenschutzprogramme o.ä. sind hier ausgenommen.

¹²⁸ Debus (2012), S. 133/ Seibicke (2008), S. 32.

ihrem männlichen Pseudonym erreichen konnte. Auch *Joanne Kathleen Rowling*, die Autorin der Harry-Potter-Bücher, veröffentlichte vorerst unter dem geschlechtsneutralen Namen *J. K. Rowling*, da sie zu Beginn ihrer schriftstellerischen Tätigkeit die Sorge hatte, Männer würden dem Buch einer Autorin gegenüber weniger aufgeschlossen sein als gegenüber dem eines Autors. Dass Männer weibliche Pseudonyme (*Pseudogynyme*) verwenden, tritt viel seltener auf, unter anderem aber bei männlichen Autoren von Mädchenbüchern.¹²⁹ All diese Formen von Pseudonymen können entweder nur zeitweise existieren, oder aber in vielen Fällen auch die eigentlichen Namen verdrängen, wie zum Beispiel beim Schriftsteller *Joachim Ringelnatz*, der eigentlich *Hans Böttcher* hieß.¹³⁰ Sogar im privaten Bereich kommt es gelegentlich dazu, dass ein Pseudonym (etwa als Spitzname) den bürgerlichen Namen verdrängt¹³¹.

Die Besonderheit bei der Vergabe von Pseudonymen ist, dass hier die namengebende Person auch gleichzeitig die Person ist, die den Namen tragen wird. Er kann also 1:1 auf die persönlichen Wünsche und Anforderungen angepasst werden und die alternative Identität, die so entsteht, eindeutig markieren und ausdrücken.¹³² Außerdem unterliegt die Wahl eines Pseudonyms keinerlei rechtlichen oder gesellschaftlichen Restriktionen, weshalb hier der/die Namensgeber(=träger)In der Fantasie freien Lauf lassen und den Namen so wählen kann, wie es beliebt.

Auf jeden Fall ist damit der Eintritt in eine neue Daseinsform namentlich angezeigt, die programmatischen Charakter trägt. Der Umbenannte strebt fortan danach, dem Anspruch des Namens gerecht zu werden. Der neue Name stiftet die neue Identität, *nomen* wird zu *omen*.¹³³

Dafür, dass Namenwechsel auch oft mit Identitätswechsel in Zusammenhang stehen, gibt es allein in der Tradition des Christentums mehrere Beispiele: Der Apostel *Saulus* benennt sich zu *Paulus* um, da er sich mit letzterem Namen besser identifizieren kann: Die Bedeutung ‚Der Erbetene‘ (*Saulus*) scheint ihm nicht so zuzusprechen wie ‚der Kleine/Geringe‘, was die wörtliche Bedeutung des Namen *Paulus* ist. Er meint nämlich, er sei der geringste unter den Aposteln, weshalb dieser Name seiner Persönlichkeit eher angemessen sei.¹³⁴ Auch nehmen Nonnen und Mönche oft einen neuen Namen an, sobald sie in einen Orden eintreten, um zu zeigen, dass sie nun in ein neues Leben für Gott übertreten und ihre frühere Identität zusammen mit ihren Habseligkeiten ablegen. Zu guter Letzt ist hier ebenfalls der Papst zu nennen: Er wählt einen neuen Namen, der als Programm für sein Walten als der Repräsentant Gottes auf Erden stehen soll und ebenfalls anzeigt, dass seine ursprüngliche Identität in seiner jetzigen Rolle irrelevant

¹²⁹ Vgl. Seibicke (2008), S. 37.

¹³⁰ Debus (2003), S. 81.

¹³¹ Seibicke (2008), S. 32.

¹³² Nübling (2015), S. 179.

¹³³ Debus (2003), S. 80.

¹³⁴ Vgl. Debus (2003), S. 80.

ist. So können Pseudonyme unter anderem auch einen bewussten Bruch mit der Vergangenheit anzeigen,¹³⁵ wie es ebenfalls bei der Namenwahl von Transgender-Personen der Fall ist: Sie wählen für ihr „neues Leben“ im anderen Geschlecht einen Rufnamen, der auch dieses Geschlecht bzw. die Geschlechtsidentität nach außen hin markiert. Diesen so vollzogenen Bruch mit der Vergangenheit durch das Ablegen des alten Namens und das Aufnehmen eines neuen zeigt auch die Aussage des deutschen Transgender-Models Giuliana, bekannt aus der 12. Staffel der Sendung *Germany's next Topmodel*, als sie meint, die Übernahme ihrer Frauenvornamen wäre „wie eine zweite Geburt“ gewesen.

Hier zeigt sich, dass das Annehmen eines Pseudonyms oder aber der offizielle Wechsel des eigenen Namens oft kulturell geprägt ist. Als häufigster Fall ist hier der Usus zu erwähnen, bei der Heirat einen gemeinsamen Nachnamen anzunehmen (meist den des Mannes) oder zumindest den Nachnamen des/r Partners/in an den eigenen Nachnamen als Doppelnamen anzufügen. In unterschiedlichen Kulturen kommt oder kam es aber auch in anderen Lebensabschnitten zu einem Namenwechsel,¹³⁶ wie in manchen finno-ugrischen Völkern, bei denen nach Überstehen einer schweren Krankheit der/die Genesene einen neuen Namen erhielt, um die wiedergewonnene Lebenskraft als „neuer Mensch“ zu nutzen. Auch in Russland war es im 12. Jahrhundert Brauch, Kranken einen anderen Namen zu geben, um die Krankheit auslösende Dämonen zu verwirren. Bei orthodoxen Juden ist es teilweise noch bis heute üblich, erkrankten Personen Beinamen wie *Chaim* („Leben“) oder *Refael* („Gott“) zu geben, um ihnen zu göttlichen Beistand zuzusichern. Diese Namen werden dann auch offiziell in das Taufbuch eingetragen, weshalb es sich hier um eine Art des Namenwechsels durch Erweiterung des ursprünglichen Namens um einen Beinamen kommt.

Namenwechsel und das Führen eines Pseudonyms sind nicht eindeutig voneinander abgrenzbar. Wird aber ein Pseudonym so frequent genutzt, dass sich der/die NamenträgerIn mit ihm identifiziert, als wäre es sein/ihr bürgerlicher Name, oder hat er/sie keine andere Wahl (möglicherweise aus Sicherheitsgründen), als dieses Pseudonym wie seinen bürgerlichen Namen zu führen, kann man solche Fälle nicht mehr scharf vom offiziellen, rechtlich fixierten Namenwechsel abgrenzen. Denn aus sozioonomastischer Sicht ist es nur von geringer Bedeutung, ob der Name, den eine Person im Laufe ihres Lebens annimmt, amtlich eingetragen ist oder nicht. Denn auch wenn er möglicherweise zu Beginn nur als alternatives Pseudonym zusätzlich zum bürgerlichen Namen geführt wurde, die namentragende Person sich dann aber gleich gut oder sogar besser

¹³⁵ Seibicke (2008), S. 36.

¹³⁶ Katz (1964), S. 17-18.

mit dem Pseudonym identifizieren kann als mit dem bürgerlichen Namen und auch das soziale Umfeld jener Person nur noch dieses Pseudonym gebraucht, kann man auch dann von einem Namenwechsel sprechen, wenn er nicht rechtlich fixiert wurde. In diesem Fall wäre das Pseudonym nicht mehr als solches zu bezeichnen: es wurde zum eigentlichen Namen.

4 Sexusmarkierung in Rufnamen

Eine der zentralen Funktionen von Rufnamen ist es, Informationen über das Geschlecht ihrer Trägerpersonen zu vermitteln. Wie bereits in den Ausführungen zum Namenrecht erwähnt, ist es in Österreich sogar festgeschrieben, dass der Vorname auf den Sexus des zu benennenden Kindes hinweisen muss. In fast 75% der Kulturen wird der Sexus der namentragenden Person an ihrem Namen markiert.¹³⁷ Als Grund dafür geben Pitcher et al. (2013) an, dass Eltern unbewusst Vornamen wählen, die dem biologischen Geschlecht des Kindes entsprechen, um ihre Attraktivität und somit ihre evolutionäre Fitness zu erhöhen.¹³⁸ Denn Frauen mit besonders weiblich klingenden Namen werden oft als attraktiver eingeschätzt, als jene mit Namen, die weniger mit Weiblichkeit assoziiert werden. Dass der Name und die Wahrgenommene Attraktivität in Verbindung stehen, zeigt nicht nur die bereits in Kapitel 3 erwähnte Studie von Rudolph et al. (2007), sondern ebenfalls die Erhebung eines englischen Online-Dating-Portals, die ergab, dass bestimmte Frauennamen bei Männern auf der Suche nach einer Partnerin besonders beliebt sind (die ersten fünf Plätze belegen hier: *Erika, Alexandra, Vanessa, Natalie* und *Katharina*).¹³⁹

„Der Vorname lässt eine männliche oder eine weibliche Person vor unserem geistigen Auge erscheinen, und der Vorname entscheidet, wie wir auf diese Person sprachlich Bezug nehmen: *Herr* oder *Frau*, *er* oder *sie*, *sein* oder *ihr*. Vornamen kommunizieren Geschlechtszugehörigkeit von Menschen.“¹⁴⁰

Meist geschieht die onymische Sexusmarkierung über die Vornamen. Doch wie wird erkannt, ob ein Rufname nun einem Mann oder einer Frau zugeordnet werden kann? Wie und wo kann am Namen ein Geschlecht ausgedrückt werden? Generell gibt es drei Formen der Sexusmarkierung in Vornamen: Es handelt sich hierbei um das semantische Prinzip, das formale Prinzip und das konventionelle Prinzip.¹⁴¹ Beim semantischen Prinzip, das im Germanischen noch aktiv war und heute noch unter anderem im Chinesischen oder Türkischen zu finden ist, wirken stereotypische Geschlechtszuschreibungen im semantischen Inhalt der Vornamen. So erhalten Männer oft Namen, die Übersetzt etwa „Stärke“, „Macht“ oder „Tapferkeit“ bedeuten, während Frauen Namen mit dem semantischen Inhalt „Rose“, „Perle“ oder „sanft“ vorenthalten sind. Im Deutschen ist diese Form der Sexusmarkierung aber seit Jahrhunderten weitgehend hinfällig (siehe 4.1). Viel produktiver ist heute das formale Prinzip, wo inhaltslose, opake Movierungssuffixe an bereits bestehende männliche Namen angefügt werden, wie zum Beispiel bei *Martin-*

¹³⁷ Nübling et al (2015), S.186.

¹³⁸ Pitcher et al. (2013), S. 3.

¹³⁹ <https://www.woman.at/a/frauen-15-namen-schoensten> (Zugriff 14.4.2017).

¹⁴⁰ Oelkers (2004), S. 133.

¹⁴¹ Nübling et al. (2015), S. 130.

a, *Bernhard-ine* oder *Christian-e*, und somit weibliche Vornamen entstehen. So lässt sich durch den Auslaut zumindest erahnen, welchem Geschlecht der/ die TrägerIn des Rufnamens angehört. In Sprachsystemen in denen bei der Sexusmarkierung das konventionelle Prinzip wirkt, entstehen mit der Zeit zwei getrennte Inventare aus Rufnamen, deren Bedeutung oder formale Struktur für die Sexus-Zuordnung nur von geringer Bedeutung sind. Ob ein Name nun ein Männername oder ein Frauenname ist, muss von den SprachteilnehmerInnenn gelernt werden. Aus Erfahrung weiß man dann, mit welchem Geschlecht der betreffende Name assoziiert werden kann.

Neben konventionell, semantisch oder formal weiblichen und männlichen Rufnamen gibt es ebenfalls die Möglichkeit, einem Kind einen geschlechtsuneindeutigen Rufnamen zu geben. Was in Deutschland nur in Ergänzung mit einem sexusmarkierenden Beinamen legitim ist, ist in Österreich ohne weiteres zulässig. Während diese Unisex-Namen im deutschen Sprachraum zurzeit noch kaum gewählt werden, steigt unter anderem in den USA in den letzten Jahren die Zahl von onymisch sexusambigen Rufnamen wie *Kim, Riley, Jordan, Alex* oder *Taylor*.¹⁴²

4.1 Historische Aspekte im Deutschen

Im Folgenden wird die Entwicklung der Rufnamenbildung im Deutschen vom Germanischen bis heute ausgeleuchtet werden. Der Fokus liegt hierbei stets auf der Sexusmarkierung, wie sie sich in den jeweiligen Perioden gestaltete und welche Mechanismen hier jeweils von Bedeutung waren.

4.1.1 Rufnamenbildung vor dem 13. Jahrhundert

Im Unterschied zu heute handelte es sich bei der Mehrzahl der germanischen Rufnamen (und teilweise auch noch im Althochdeutschen) um semantisch motivierte Kompositionen. Sie konnten eistämmig oder zweistämmig sein, wobei die zweistämmige Komposition als die klassische Variante gilt.¹⁴³ Diese zwei Namensteile setzten sich häufig aus Elementen des adjektivischen oder substantivischen Wortschatzes zusammen, die appellativische Funktion hatten. Im Germanischen entstammen die appellativischen Namenselemente meist aus den semantischen Bereichen Krieg oder Tierbezeichnungen. Beispiele hierfür sind etwa *Gerlind*, aus *ger* (,Speer‘)

¹⁴² Oelkers (2004), S. 135/ Nübling et al. (2015), S. 129.

¹⁴³ Oelkers (2003), S. 46.

und *lind* („sanft“) oder *Bertram* aus *beraht* („glänz“) und *raban* („Rabe“).¹⁴⁴ Auch Substantiva aus den Bereichen Kult, Mythologie, Besitz, Herrschaft und Schutz sind häufiger vertreten.¹⁴⁵

Mögliche Kombinationen aus Erstglied und Zweitglied waren also zum Beispiel:

Subst. + Subst.: *Helm-ger*, *Wolf-ram*;

Subst. + Adj.: *Gund-beraht*, *Diet-mar*;

Adj. + Subst.: *Bald-win*, *Berht-ram*;

Adj. + Adj.: *Hart-lieb*, *Bald-hart*;¹⁴⁶

Die ursprüngliche semantische Motivation der Rufnamengebung bedeutete aber keinesfalls, dass der Rufname eine Beschreibung und somit direkte Identifizierung des Kindes aufgrund seiner Eigenschaften darstellte. Vielmehr drückten seine Eltern durch den Rufnamen Wünsche für das Kind aus.¹⁴⁷ So setzt sich etwa der germanische Name *Wolfram* aus den Wörtern *wolf* („Wolf“) und *ram* („Rabe“) zusammen. Wählten Eltern diesen Namen für ihren Sohn, wünschten sie ihm somit, einmal stark wie ein Wolf und scharfsinnig wie ein Rabe zu werden

4.1.2 Sexusmarkierung in germanischen Rufnamen

Die altdeutschen Rufnamen waren bereits geschlechtlich differenziert. Hierfür waren semantische, aber auch grammatische Aspekte maßgeblich. Die Erstglieder waren meist für Frauen- wie auch für Männernamen zugänglich (*Hildegard*; *Hildebert*). Nur bestimmte Erstglieder wurden semantisch einem Geschlecht zugeordnet, wie etwa *Swala* („Schwalbe“), *Tupa* („Taube“) und *Hinta* („Hirschkuh“), die nur in Frauennamen vorkamen oder im Gegensatz dazu *Raban* („Rabe“) und *Wolf* („Wolf“), die aufgrund ihrer Bedeutung den Männern vorbehalten waren.¹⁴⁸

Viel strenger war die geschlechtliche Zuordnung der Zweitglieder, wo sich kaum Übereinstimmungen zwischen Frauen- und Männernamen finden lassen. Hier folgte man strikt dem Genus/Sexus-Prinzip.¹⁴⁹ Maskuline Zweitglieder kennzeichneten Männernamen, feminine Zweitglieder Frauennamen. Maskuline Substantive wie etwa *Ger* („Speer“) konnten als Zweitglied also nur bei Männern vorkommen (*Holger*), waren aber als Erstglied immer noch für Frauen möglich (*Gerlind*). Dasselbe gilt auch umgekehrt für feminine Substantive als Erstglied in Män-

¹⁴⁴ Nübling et al. (2015), S. 113.

¹⁴⁵ Seibicke (2004), S. 3585.

¹⁴⁶ Vgl. Seibicke (2004), S. 3538.

¹⁴⁷ Nübling et al. (2015), S. 112.

¹⁴⁸ Oelkers (2003), S. 48.

¹⁴⁹ Nübling et al. (2015), S. 113.

ernamen. Während genusneutrale Substantive ausschließlich als nicht-geschlechtsbestimmendes Erstglied vorkamen, konnten Substantive mit schwankender Genusselektion ebenso für Zweitglieder von Frauennamen wie von Männernamen auftreten.¹⁵⁰

Bei adjektivischen Zweitgliedern spielte die Semantik eine erhebliche Rolle in der Sexusmarkierung: Die stereotypische Zuweisung der Adjektive zu den jeweiligen Geschlechtern erfolgte lexikalisch. Zweitglieder wie *-lind* (,mild‘, ,sanft‘), *-swind* (,schnell‘), *-wih* (,heilig‘) wurden ausschließlich an Frauennamen angewandt, anders als die Zweitglieder *-beraht* (,glänzend‘), *-bald* (,kühn‘) oder *-mar* (,berühmt‘), auf die nur Männernamen endeten.¹⁵¹ Die genauen Motive dieser Zuordnung sind aber in manchen Fällen heute nicht mehr durchschaubar.¹⁵²

Im Laufe der Zeit kam es dann aber vermehrt zu Sekundärbildungen, bei denen semantische Aspekte kaum mehr eine Rolle spielten. Vielmehr wurden die Rufnamen dazu benutzt, familiäre Verbindungen auszudrücken, da es bis ins 12. Jahrhundert noch keine Familiennamen gab, die diese Funktion übernehmen konnten. Dieses Markieren familiärer Zusammengehörigkeit geschah beispielsweise dadurch, dass der Kindesname aus Elementen der Rufnamen der Eltern neu zusammengesetzt wurde. So hießen die Kinder von *Hildebrand* und *Gertrud* nun etwa *Gerbrand* und *Hiltrud*. Häufig wurde aber auch nur das Zweitelement des männlichen Rufnamens in der männlichen Linie weitergegeben, was sich beispielsweise im Hildebrandslied zeigt: *Heribrand* (Großvater), *Hildebrand* (Vater), *Hadubrand* (Sohn). Auch beliebt war eine Alliteration im Namensanlaut bei Verwandten, etwa wie bei *Gunther*, *Gernot*, *Giselher* und *Grimhilt* im Nibelungenlied.¹⁵³

Da inhaltliche, semantische Aspekte nun keine Rolle mehr spielten und auch die Lesart der Bestandteile kopulativ war, sie also gleichgewichtete Bedeutung hatten,¹⁵⁴ konnten die Namensglieder im Althochdeutschen mechanistisch beliebig kombiniert werden (solange sie ästhetisch anspruchsvoll wirkten), wodurch ein reichhaltiger Rufnamenschatz entstand. Dieser Ausbau der Benennungsmöglichkeiten schritt ab dem 12. Jahrhundert fort, als die alte obligatorische Zweigliedrigkeit allmählich zerfiel. Nicht nur konnte auch bloß ein Teil der elterlichen Namen den des Kindes bilden (*Hilde*; *Wolf*; *Brecht*), sondern wurden auch Komposita zu Kurznamen kontrahiert (*Adawolf* > *Adolf* > *Alf*).¹⁵⁵

¹⁵⁰ Oelkers (2003), S. 47.

¹⁵¹ Nübling et al. (2015), S. 113.

¹⁵² Seibicke (2004), S. 3538.

¹⁵³ Oelkers (2003), S. 46.

¹⁵⁴ Nübling et al. (2015), S. 113.

¹⁵⁵ Oelkers (2003), S. 46.

Bei ebendiesen kontrahierten Formen der Rufnamen kam es nun erstmals dazu, dass bei Frauennamen ein auslautendes *-a* oder *-e* als Suffix hinzugefügt wurde (*Gunda; Hilde; Hilda*), was einen wichtigen Schritt zu einer formalisierten Variante der Sexusmarkierung am Namenkörper selbst darstellte.¹⁵⁶ Auch bei Männern wurden verkürzte, einteilige Namen mit einem *-o* suffigiert (*Otto; Benno*). So konnte erstmals auch derselbe Namensstamm auf beide Geschlechter angewandt werden (*Odo/Oda*). Die Movierung von männlichen Namen mithilfe des femininen Suffixes *-a* oder *-ina* machte es nun auch möglich, auf diese Weise neue Namen zu bilden (*Adalbert > Adalberta/Albertina*).¹⁵⁷ Diese Form der Sexusmarkierung durch Suffigierung mit bestimmten geschlechtstypischen Vokalen, die wahrscheinlich auf lateinische Einflüsse zurückgeht, hat sich bis heute gehalten und wird von manchen Sprachhistorikern sogar als der älteste Bildungstyp von Frauennamen angesehen.¹⁵⁸

4.1.3 Entwicklungen in der Namensgebung vom 13. Jahrhundert bis heute

Die Häufigkeit der Rufnamen aus germanischer Tradition ging im auslaufenden 12. Jahrhundert stetig zurück. Ausgehend vom Adel im deutschen Sprachraum und motiviert durch die fortschreitende Christianisierung setzten sich neue Namensgebungstraditionen durch: Von Frankreich her begann die Ausbreitung von christlichen Namen hebräischer, griechischer oder lateinischer Herkunft.¹⁵⁹ Dieser Paradigmenwechsel setzte sich im deutschen Sprachraum von Westen nach Osten fort, bis an vielen Orten des 15. und 16. Jahrhunderts über 90% des Namensbestandes fremdstämmig waren.¹⁶⁰ Als Grund dafür kann die aufkommende Verehrung von Heiligen genannt werden (wobei germanische Namen zwar nicht ausgeschlossen, aber selten waren), die sich im Anschluss an die Kreuzzüge einstellte. Besonders christliche Frauennamen gewannen schnell an Beliebtheit. Bei den Männernamen setzten sich die Erneuerungen deswegen langsamer durch, da zu dieser Zeit die Nachbenennung von Söhnen nach ihrem Vater oder anderen männlichen Verwandten üblich war. Dies betrifft zwar nicht mehr die bloße Weiterreichung von Namensteilen, wie sie schon im Germanischen gebräuchlich war, sondern wurde damals eine neue Form der Vererbung des vollen Namens modern. Dies führte in weiterer Folge

¹⁵⁶ Nübling et al. (2015), S. 114.

¹⁵⁷ Oelkers (2003), S. 48.

¹⁵⁸ Seibicke (2004), S. 3538.

¹⁵⁹ Nübling et al. (2015), S. 115.

¹⁶⁰ Oelkers (2003), S. 49.

dazu, dass die Varietät der germanischen (aber auch der anderen) Männernamen stark zurückging und sich auf wenige männliche Rufnamen konzentrierte.¹⁶¹

Da die Bedeutung der fremdsprachigen Rufnamen der Bevölkerung weitgehend opak war, gingen die semantischen Motive in der Namensgebung, sowie in der Sexusmarkierung nun vollständig zurück.¹⁶² Die Nachbenennung nach Heiligen geschah zu deren Ehrung oder aber auch, um bei ebendiesen um Schutz und Beistand für den Täufling anzusuchen. Die Sexusmarkierung erfolgte also über die namensstiftenden heiligen Vorbilder: Mädchen erhielten christliche Fremdnamen, die weibliche Heilige getragen hatten und Jungen solche, die von männlichen Heiligen bekannt waren. So entstand ein konventionelles System, in dem zur Benennung von Frauen und Männern unterschiedliche Namensvorräte gebräuchlich wurden.¹⁶³ Neben diesem konventionellen System entwickelt sich auch die formelle Sexusmarkierung weiter. Die Movierung von Männernamen über Suffixe zu Frauennamen, die auch schon bei den altdutschen Namen produktiv war, wird nun ebenfalls auf die christlichen Namen angewendet. So entstehen aus Namen männlicher Heiliger wie *Johann* oder *Petrus* die weiblichen movierten Formen *Johanna* und *Petrissa*.¹⁶⁴

Die Reformation und die dadurch ausgelöste Glaubensspaltung hatten wiederum einen starken Einfluss auf die Namensgebung. In Abkehr von der katholischen Heiligenverehrung wendete man sich im 16. und 17. Jahrhundert in protestantischen Kreisen vermehrt alttestamentarischen Namen wie *Rebekka*, *Samuel*, *Esther* oder *Abraham* zu, aber auch die germanischen Rufnamen erlebten wieder einen Aufschwung.¹⁶⁵ Ein weiterer Brauch, der sich im protestantischen deutschsprachigen Raum durchsetzte, ist das Patensystem, bei dem jedem Kind ein christlicher Beistand zur Seite gestellt wird, nach dem der Täufling dann auch oft benannt wird.

„Männliche Patennamen wurden für Mädchen in der Regel durch Suffixe moviert, während bei Jungen die Benennung nach einer Taufpatin durch einen in lautlicher Hinsicht ähnlichen männlichen Vornamen signalisiert wurde, z.B. durch *Martin* als Äquivalent für *Maria*.“¹⁶⁶

So kam es dazu, dass im 17. und 18. Jahrhundert durch Movierung entstandene Frauennamen stark zunahmen, besonders (aber nicht nur) in protestantischen Kreisen.¹⁶⁷ Diese Praktik der Sexusmarkierung könnte ein Grund sein, wieso bis heute Frauennamen (auch nicht movierte) im Durchschnitt länger sind als Männernamen, sehr häufig auf *-a* oder *-e* auslauten und eine

¹⁶¹ Oelkers (2003), S. 49.

¹⁶² Nübling et al. (2015), S. 115.

¹⁶³ Oelkers (2003), S. 50.

¹⁶⁴ Oelkers (2003), S. 50.

¹⁶⁵ Nübling et al. (2015), S. 116.

¹⁶⁶ Oelkers (2003), S. 50-51.

¹⁶⁷ Oelkers (2003), S. 51.

Akzentstruktur aufweisen, bei der der Hauptakzent tendenziell nicht auf der ersten Silbe liegt.¹⁶⁸ (Näheres dazu in Kapitel 4.2)

Weiters setzten sich im 17. Jahrhundert sogenannte Pietistennamen durch, neugebildete programmatische Rufnamen, die imperativisch auf christliche Lebensführung hinwiesen. Oft wurden sie aus biblischen (griechischen) Namen übersetzt. Dies war ein Versuch, Rufnamen zu gestalten, die für jedermann verständlich sind.¹⁶⁹ Beispiele hierfür sind etwa *Fürchtegott* (< *Thimotheus*), *Gottlieb* (< *Theophilus*), *Traugott* (< *Gotthelf*), *Helfgott* oder *Christlieb*. Selten aber doch trugen auch Frauen solche Pietistennamen, beispielsweise ebenfalls *Traugott*, öfter wurden aber männliche Pietistennamen moviert, etwa zu *Gottliebe*, *Christliebin* oder *Gottlobine*.¹⁷⁰ Aufgrund ihres öfters unklaren Geschlechts, aber auch wegen ihrer Sperrigkeit im Umgang mit Suffigierung oder Kürzung blieben diese Frauennamen aber nicht länger als für 200 Jahre bestehen.¹⁷¹

Durch die humanistischen Strömungen des 17. und 18. Jahrhunderts traten nun auch Namen aus dem klassischen Altertum (*Hektor*, *Cornelia*, *Claudius*, *Julius*, *Crescentia*) vermehrt auf, aber auch die Bewunderung für den Sonnenkönig wirkte sich auf den Namensschatz im deutschsprachigen Raum aus, indem vermehrt französischstämmige Namen gewählt wurden. Hierbei bürgerten sich viele Mädchennamen, wie beispielsweise *Anette*, *Lisette*, *Luise* aber auch einige männliche Rufnamen wie *Emile* oder *Jean* im deutschen Sprachraum ein. Im 18. und 19. Jahrhundert waren durch die vermehrte Shakespeare-Rezeption auch englische Namen (*Arthur*, *Edgar*, *Fanny*, *Betty*) en vogue.¹⁷² Weiters fällt unter den weiblichen Rufnamen eine große Zahl von „Blumennamen“ auf. *Viola*, *Hortensie*, *Daisy* oder *Iris* spiegeln die Erwartungen der Gesellschaft an die Frau und an ihre Rolle wieder¹⁷³ und zeigen noch einen letzten Rest semantischer Sexusmarkierung.

Ab dem 18. Jahrhundert beginnt das Zeitalter der freien Rufnamenvergabe. Anstelle von Nachbenennung nach Herrschern, Heiligen, Verwandten oder Taufpaten tritt nun der pure Wohlklang des Namens als Motivation bei der Namenwahl ins Zentrum. Die Form, also Klang, Kürze aber auch Schreibung, sind nun ausschlaggebende Kriterien bei der Namenvergabe (siehe Kapitel 3.2.1).

¹⁶⁸ Nübling et al. (2015), S. 117.

¹⁶⁹ Seibicke (2004), S. 3541.

¹⁷⁰ Nübling et al. (2015), S. 116.

¹⁷¹ Seibicke (2004), S. 3541.

¹⁷² Oelkers (2003), S. 51.

¹⁷³ Seibicke (2004), S. 3541.

So entwickelte sich im 19. Jahrhundert ein Trend zu einsilbigen Jungennamen (*Fritz, Heinz, Horst*), wohingegen sich dann im 20. Jahrhundert, gegen Ende des zweiten Weltkrieges, Doppelnamen besonderer Beliebtheit erfreuten. Bei Männernamen wurden Doppelnamen (Kopulativnamen) mit Fügung durch Bindestrich bevorzugt (*Karl-Heinz, Hans-Jürgen*) während man bei Mädchen eher zur Schreibung mit Zusammenziehung tendierte (*Anneliese, Heidemarie*). Auch entstanden die Doppelnamen bei Frauennamen früher, als bei den Männern.¹⁷⁴ „Die Verbindungen bestehen zunächst aus bekannten und häufigen VNN [= Vornamen; Anm. von H.O.], die sich im, auch beim Sprechen, leicht zu einer neuen Nameneinheit zusammenfügen.“¹⁷⁵ Später sind der Kreativität in der Doppelnamengebung aber keine Grenzen mehr gesetzt. In den letzten 40 Jahren ging die Beliebtheit der Kopulativnamen wieder zurück und ist heute fast nur noch bei Frauennamen zu finden.¹⁷⁶

Die germanischen Rufnamen erlebten ab 1871 mit der Reichsgründung noch einmal einen Aufschwung, der mit dem ersten Weltkrieg und dem dritten Reich seinen Höhepunkt hatte, als mit dem Runderlass vom 14.4.1937 festgeschrieben wurde, dass nur noch deutsche Vornamen für die Benennung im Reich geborener Kinder legitim sein. Hierzu zählten aber auch Namen, die zwar nicht altdeutscher Herkunft waren, sich aber schon lange im deutschen Sprachgebrauch hielten, wie etwa *Maria, Katarina, Martin* oder *Markus*.¹⁷⁷ Nach Ende des zweiten Weltkrieges ging der Anteil der germanischen Rufnamen aber rapide zurück. Traditionsnamen werden nun von Geschmacksnamen ersetzt. Individualität ist ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gefragt wie noch nie, dennoch setzen sich auch Trendnamen durch, die mit auffälliger Häufigkeit die Namenlandschaft im deutschsprachigen Raum bestimmten (vgl. Kapitel 3.2.1)¹⁷⁸

4.2 Sexusmarkierung heute

Die Sexusmarkierung erfolgt im Deutschen heutzutage kaum mehr semantisch, da uns die lexikalische Bedeutung vieler Vornamen nicht zugänglich ist, zumal bei der Namenvergabe aus dem Nameninventar der unterschiedlichsten Kulturkreise geschöpft wird. Nach Alford (1988) ist in nur 17% der derzeit gebräuchlichen Vornamen der Sexus semantisch bestimmbar. Pro-

¹⁷⁴ Oelkers (2003), S. 52.

¹⁷⁵ Seibicke (2004), S. 3542.

¹⁷⁶ vgl. Oelkers (2003).

¹⁷⁷ Oelkers (2003), S. 52.

¹⁷⁸ Nübling et al. (2015), S. 119-123.

duktiver ist aktuell das formale Prinzip der Sexusmarkierung, dem 33% der Vornamen folgen.¹⁷⁹ Dennoch ist diese Form der Sexusmarkierung im Deutschen bei weitem nicht so konsequent durchgeführt, wie beispielsweise im Italienischen, wo 95% der Frauennamen auf *-a* auslauten und 77% der Männernamen auf *-o*.¹⁸⁰ Das Deutsche gehört mit 50% aller Namen mehrheitlich dem konventionellen Prinzip an, was heißt, dass der jeweilige Vorname durch Erfahrung einem der beide Geschlechter zugeordnet werden kann. So gibt es etwa Namen wie *Dominik* und *Dominique*, die auf den ersten Blick (oder vielmehr beim ersten Hören) sehr ähnlich wirken. Dennoch wissen die meisten Sprachteilnehmer, dass es sich bei ersterem um einen Männernamen und letzterem um einen Frauennamen handelt. Erleichtert wird die Zuordnung durch bestimmte Laut-, Silben- und Akzentstrukturen, die einen Namen männlich oder weiblich wirken lassen.

Die nun folgenden Beschreibungen der Sexusmarkierung in Rufnamen im deutschen Sprachraum beruhen den Studien von Susanne Oelkers (2003, 2004), die insofern Pionierarbeit auf dem Gebiet der deutschen Genderonomastik leistete, als sie die phonologischen Strukturen von Männernamen und Frauenamen untersuchte und miteinander verglich. Durch diese Arbeit offenbarten sich Strategien der Sexusmarkierung in Vornamen, die phonosemantisch zu erklären sind: Denn im Deutschen wirkt vor allem, wie bereits erwähnt, die konventionelle Sexusmarkierung, also die Sexusmarkierung durch bestimmte Laut-, Silben- und Akzentstrukturen, die SprachteilnehmerInnen mit einer ausreichend ausgeprägten Namenkompetenz Hinweise darauf geben können, welchen Geschlechtes der/die NamenträgerIn ist. In den folgenden Abschnitten soll zuerst die Phonosemantik als (leider unterschätztes) Teilgebiet der Linguistik beschrieben werden um dann die phonosemantischen Strategien der Sexusmarkierung in Vornamen zu erläutern.

4.2.1 Phonosemantik

Die Phonosemantik (auch *Lautsymbolik*, engl. *sound symbolism*, *phonetic symbolism*) ist eine Disziplin, die Linguistik, Psychologie und Phonologie miteinander vereint. Sie erforscht die Verbindung von Ausdrucks- und Inhaltsseite sprachlicher Zeichen sowie semantische und funktionale Qualitäten lautlicher Äußerungen.¹⁸¹ Elsen (2014) definiert die Lautsymbolik wie folgt:

¹⁷⁹ Alford (1988), S. 66.

¹⁸⁰ Nübling et al. (2015), S. 131.

¹⁸¹ Oelkers (2003), S. 69-70.

Lautsymbolik bezieht sich darauf, dass phonologische Merkmale, Sprachlaute, Töne, Lautgruppen, Silben oder komplexere Lautstrukturen wiederholt bestimmte Assoziationskomplexe auslösen. Damit ist eben nicht eine lexikalisch-referentielle Beziehung zwischen Lautkörper und Bedeutung im konventionellen Sinne gemeint.¹⁸²

Es handelt sich also um assoziativ-kognitive Vorgänge, die in SprachteilnehmerInnen aufgrund der phonologischen Eigenschaften eines Ausdruckes diesen mit bestimmten semantischen Inhalten verknüpfen lässt, was in der Regel unbewusst passiert und, nach Ansicht der meisten Vertreter der Phonosemantik, allen Sprachen in einer zugrundeliegenden Form gemein und somit „natürlich“ ist.

Der Gedanke, Laute selbst würden unabhängig der lexikalischen Bedeutung der Ausdrücke, zu denen sie zusammengefügt werden, auch selbst einen semantischen Inhalt tragen, existierte bereits im antiken Griechenland. So diskutiert Platon 400 v. Chr. in seinen Dialogen die Frage, ob die Beziehung zwischen Wörtern und ihrer Bedeutung „natürlich“ oder vom Menschen geschaffen sei.¹⁸³ Weiters wurden im Mittelalter Gefühle und Farben mit bestimmten Buchstaben verbunden (die sogenannte Synästhesie), was zur These führte, Einzellaute seien in der Lage, Bedeutungen zu transportieren.¹⁸⁴ Auch kam der Gedanke auf, dass die Lautsymbolik, durch ihren natürlichen Ursprung erheblich an der Entstehung von Sprachen beteiligt ist, also Sprachen in ihrer Entstehungsphase stark auf phonosemantischen Beziehungen von Lautseite und Inhaltsseite aufbauen und so die lexikalische Bedeutung der Worte mit den phonosemantischen Inhalten übereinstimmt.

Durch die Übermacht der Strukturalisten in der Sprachwissenschaft seit dem 20. Jhd., stellt die Phonosemantik hier eine äußerst umstrittene Thematik dar: Nach dem Saussure'schen Zeichenmodell ist Sprache arbiträr, Ausdrucksseite und Inhaltsseite stehen in keiner logischen Relation zueinander, denn diese Verbindung zum Referenzobjekt basiert, Strukturalisten zufolge, auf reiner menschlich geschaffener Konvention und keinesfalls auf natürlichen durch Laute ausgelösten Assoziationen.¹⁸⁵ So muss für die Lautsymbolik ein anderes Zeichenmodell anstelle des Modelles von Ferdinand de Saussure herangezogen werden – das Zeichenmodell von Charles Sanders Peirce: Der US-amerikanische Semiotiker unterscheidet drei Typen von Zeichen: *Indizes*, *Ikone* und *Symbole*.¹⁸⁶ Indizes stehen als Zeichen in einer logischen Beziehung zum Referenzobjekt, so wie ein Fingerabdruck als Index für einen Menschen und Rauch als Index für

¹⁸² Elsen (2014), S. 186.

¹⁸³ Oelkers (2003), S. 70.

¹⁸⁴ Elsen (2014), S. 187.

¹⁸⁵ Die sich bildende Vormacht der Strukturalisten im 20. Jahrhundert ist ebenfalls als Grund dafür zu sehen, dass die Phonosemantik, die von den 1920ern bis in die 1950er, zum Teil sogar in die 1970er äußerst produktiv erforscht wurde, in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung verlor.

¹⁸⁶ Oelkers (2003), S. 71-72/ Elsen (2016), S. 34-35.

Feuer steht. Eine Ikone erhält ihren Bezug zum Referenzobjekt durch eine Ähnlichkeitsbeziehung. Als Beispiel hierfür können etwa Piktogramme stehen, die durch optische Ähnlichkeit ihre Bedeutung erhalten. Symbole aber zeichnen sich durch ihre beliebige Beziehung zu ihrer Ausdrucksseite aus. Jene Beziehung basiert, ähnlich dem Zeichen im Saussure'schen Zeichenmodell, auf Konvention und ist keinesfalls natürlich oder auf jegliche Ähnlichkeit bezogen. Symbole finden sich beispielsweise bei einer Ampel, die durch willkürliche aber konventionell gefestigte Farbzeichen signalisiert, ob man nun stehenbleiben oder weiterfahren/ -gehen darf. Bei der Phonosemantik handelt es sich demzufolge um eine ikonische Beziehung, da die Laute eine Ähnlichkeit zu der mit ihnen transportierten Bedeutung aufweisen.

Eingängige Beispiele für diese Theorie sind etwa lautmalerische Sprachzeichen (*Onomatopoeitika*), die auf schallnachahmenden Strukturen basieren.¹⁸⁷ Besonders häufig tritt sie bei Tierbezeichnungen auf, die die jeweiligen Lautäußerungen imitieren (*Kuckuck*, *Wau-Wau*), doch können ebenfalls andere lautliche Phänomene, wie das Knallen einer Pistole (*peng*), das Zuschlagen einer Türe (*rums*) oder das Herausspringen eines Sektkorkens (*plopp*) imitiert werden. Ähnlich diesen Wörtern, die metonymisch für ihre Quelle benutzt werden,¹⁸⁸ können auch Morpheme, beziehungsweise Lautkombinationen, semantische Inhalte transportieren, die auf einer überindividuellen Korrelation zum Bezeichneten beruhen¹⁸⁹. Ein Beispiel für diese sogenannten *Phonästhem*e ist das Wortsegment >gli< (/glɪ/), das in vielen deutschsprachigen Ausdrücken zu finden ist, die im Bezug zu Helligkeit stehen (*Glimmer*, *glimmen*, *glitzern*) aber auch in anderen Sprachen wie dem Englischen (*glimmer*, *glitter*, *glint*, *glisten*).¹⁹⁰

Dies und auch Beispiele von Ablaut dürften aber nicht mit inhärenter Lautsymbolik gleichgesetzt werden, weil es keinen Ähnlichkeitsbezug zwischen dem Gehörseindruck und der Vorstellung des Gegenstandes gibt. Es ging lediglich um eine Form der Gewohnheit.¹⁹¹

Somit kann es sich bei lautsymbolischen Phänomenen ebenfalls um Assoziationen handeln, die konventionellen und nicht nur ikonischen Ursprunges sind.

Die Existenz von Onomatopoeitika und Phonästhemem wird ebenfalls von Vertretern des Strukturalismus anerkannt, allerdings nur als Randphänomen und Ausnahme der Regel der arbiträren Beziehung von Inhalts- und Ausdrucksseite eines Zeichens. Eines der stichhaltigsten Argumente gegen die Relevanz der Phonosemantik für die Sprachwissenschaft ist die Existenz von Homonymen und Synonymen:¹⁹² Bei Homonymen, also sprachlichen Ausdrücken, die mehrere

¹⁸⁷ Elsen (2016), S. 17-18.

¹⁸⁸ Oelkers (2003), S. 72.

¹⁸⁹ Elsen (2016), S. 21.

¹⁹⁰ Vgl. Elsen (2014), S. 188.

¹⁹¹ Elsen (2016), S. 139.

¹⁹² Ertel (1969), S. 44.

Inhalte bezeichnen können (z.B.: [lɑ̃p] kann für den menschlichen Körper oder einen Wecken Brot stehen), scheinen die Ausdrücke der Bedeutung nur willkürlich zugeordnet zu sein, genauso wie bei Synonymen, wo Ausdrücke ohne phonetische Ähnlichkeit dennoch auf dasselbe Referenzobjekt verweisen (z.B.: [ˈtasə], [ˈbɛçɐ] und [ˈhe:ʔẽl], die (zwar durchaus mit regionalen Unterschieden, aber dennoch zum Teil parallel) alle ein irdenes Trinkgefäß bezeichnen). Dennoch ist die Phonosemantik vielfach empirisch belegt, wobei sie, wie Homonymie und Synonymie zeigen, keinesfalls an sämtlichen Ausdrücken sämtlicher Sprachen nachweisbar ist

Dass phonosemantisch motivierte Konnotationen Personenübergreifend wirken, zeigte unter anderem Müller (1935), indem er Wörter aus Sprachen wie Bantu, Suaheli, Kâte und Hebräisch (er nahm an, in jenen „primitiven“ Sprachen sei der lautsymbolische Ursprung noch präsenter) 251 ProbandInnen unterschiedlicher Altersklassen vorsprechen ließ und sie dann nach der möglichen Bedeutung der fremdartigen Wörter fragte. Beispiele für diese Worte sind etwa: *tumba*, *ongongolólo*, *lala*, *gogu*, *káta*, *fiti*, *sili*, *marr*.¹⁹³ Die Ergebnisse waren insofern recht eindeutig, als jeweils ein Großteil der ProbandInnengruppe etwa *fiti* mit etwas Kleinem, Spitzem in Verbindung brachten, *lala* mit etwas Ruhigen, Sanften oder *marr* mit etwas Unangenehmen.¹⁹⁴

Somit ist ebenfalls die Korrelation zwischen Lauten und Bedeutungsaspekten wie Größe und Helligkeit Teil der Betrachtungen der Phonosemantik. Ein bekanntes Experiment von Sapir (1929)¹⁹⁵ untersuchte den Größe-Laut-Symbolismus, indem ProbandInnen Kunstwortpaare wie *mil/mal* vorgelegt wurden, die sie dann einem großen oder kleinen Gegenstand zuordnen mussten. Hier zeigte sich, dass es offensichtlich bestimmte Laute gibt, die kollektiv eher mit großen, beziehungsweise mit kleinen Referenzobjekten verknüpft werden: Begriffe mit *a* wurden etwa zu 81% dem größeren Gegenstand zugeteilt.¹⁹⁶ Newman (1933) ordnete Vokale nach der mit ihnen assoziierten Größe. Die Reihung ergab sich wie folgt (geordnet von klein nach groß): *i*, *e*, *ɛ*, *ä*, *a/u*, *o/ɔ*.¹⁹⁷ Auch Ritter-Schaumburg (1985) bezeichnet das *i* als „Ausdruck für das Räumlich-Konzentrierte, für das Kleine, Feine, Winzige, Zierliche, Spitze“¹⁹⁸, das dann gebraucht wird, wenn Vorgänge beschrieben werden, „bei denen ein heller oder gar schriller, metallischer

¹⁹³ Müller (1935), S. 3.

¹⁹⁴ vgl. Elsen (2014), S. 192.

¹⁹⁵ zit. nach Elsen (2014, 2016)/ Ertel (1969).

¹⁹⁶ Elsen (2016), S. 74.

¹⁹⁷ Newman (1933), S. 59.

¹⁹⁸ Ritter-Schaumburg (1985), S. 77.

Klang entsteht.“¹⁹⁹ Das *u* und *o* hingegen, bezeichnen als „dunkle Vokale das Große, Grobe und Plumpe“²⁰⁰ und haben ein „dunkles Wesen“, das das „dumpf Wiederhallende“²⁰¹ ausdrückt.

Dem Größe-Laut-Symbolismus zufolge sind phonologische Parameter mit hoher Frequenz (Vordervokale, Vorderkonsonanten, oder hoher bzw. steigender Ton) eher mit der schwachen Ausprägung eines semantischen Konzeptes verknüpft, wie z.B. „klein“, „nah“, „hell“, „schnell“, „spitz“, „leicht“. Parameter mit tiefer Frequenz (Hintervokale, Hinterkonsonanten, oder tiefer bzw. fallender Ton) hingegen verbinden sich eher mit der starken Ausprägung eines semantischen Konzeptes, wie z.B. „groß“, „fern“, „dunkel“, „langsam“, „rund“, „schwer“.²⁰²

Im Deutschen äußert sich diese Größe-Laut-Zuordnung unter anderem bei den Diminutivsuffixen *-lich* und *-chen*, die jeweils einen hellen Vokal als Silbenträger aufweisen (was in 90% aller Sprachen der Fall ist²⁰³) oder auch bei den Bezeichnungen *klein* ([äi] - eher helle Vokale) und *groß* ([o] - dunkler Vokal). Doch auch in dem Deutschen nicht verwandten Sprachsystemen, unter anderem einige asiatische und zentralamerikanische Sprachen, ist der Größe-Laut-Symbolismus nachgewiesen.²⁰⁴ Als Grund für dieses sprachübergreifend geltende Assoziationsmuster wird unter anderem die Zungenstellung und die Mundöffnung genannt, da bei einem dunklen [a] der Mund weiter geöffnet werden muss, als bei einem hellen [i].²⁰⁵ Dieses Phänomen wird aber ebenfalls biologisch erklärt:

Formants are spectral peaks formed by the vocal tract selectively damping or enhancing resonant frequencies of the fundamental frequency of the voice. They are principally determined by the morphology of the vocal tract, which is constrained by surrounding skeletal structures and closely linked to body size. Accordingly, the formant frequencies of mammal calls and human speech advertise body size, with lower and more closely spaced frequencies indicating larger body size.²⁰⁶

Visuelle Reize werden also mit auditiven gekoppelt, wobei diese Verbindungen gelernt, aber nicht angeboren sind, dennoch als universell gelten. So ergibt sich die Assoziation von hellen Vokalen (i, e, ε, ə) mit kleinen Objekten und dunklen Vokalen (a, u, o, ɔ) mit großen.

Diese phonosemantischen Assoziationen sind, wie eine Studie von Chastaing (1965) zeigte, erlernt, da sie bei Kindern in einem Alter von zweieinhalb bis drei Jahren nur zu 62-67% zugeordnet werden, bei jenen im Alter von acht Jahren von 80-90%.²⁰⁷ Ähnlich wie Newmann (1933), der Vokale nach der mit ihnen assoziierten Größe ordnete, untersuchte Fónagy (1963) Vokale und Konsonanten nach ihrer phonosemantisch codierten Härte. Als besonders weich

¹⁹⁹ Ritter- Schaumburg (1985), S. 79.

²⁰⁰ Ritter- Schaumburg (1985), S. 78.

²⁰¹ Ritter- Schaumburg (1985), S. 79.

²⁰² Oelkers (2003), S. 83.

²⁰³ Hinton et al. (1994), S. 4.

²⁰⁴ Hinton et al. (1994), S. 10.

²⁰⁵ Elsen (2014), S. 193.

²⁰⁶ Pitcher et al. (2013), S. 1.

²⁰⁷ zit. nach Elsen (2016), S. 74.

gelten hier hohe Vordervokale vor anderen Vokalen und Glottisverschlusslauten. Auch Nasale werden noch als eher weich wahrgenommen. Mehr mit Härte assoziiert sind stimmhafte Obstruenten, die noch als etwas weniger hart wahrgenommen werden als die stimmlosen. Aspirierte Plosive gelten als besonders hart und werden in ihrer Härte nur noch von Doppelkonsonanzen übertroffen.²⁰⁸ Ebenfalls erwies eine Studie von Ertel (1969), dass Plosive vermehrt mit Stärke verbunden werden und weiters Frikative mit erhöhter Erregung assoziiert sind²⁰⁹. Auch werden lange Vokale als angenehmer wahrgenommen als kurze (mit Ausnahme des [u]).²¹⁰ Außerdem zeigte er, dass ein phonetisches Gefüge umso erregender erscheint, umso mehr Silben es aufweist.²¹¹

Wie bereits erwähnt, ist eine der Fragen, mit denen sich die Phonosemantik schon seit ihren Ursprüngen beschäftigt, die Frage nach der natürlichen Entstehung der Sprachen auf Basis laut-symbolischer Ähnlichkeiten. Die Hypothese, dass sich Sprachen in ihren Wurzeln an phonosemantischen Assoziationen orientierten und sich die einzelnen Ausdrücke nicht willkürlich entwickelten und dann konventionell etablierten, scheint plausibel, gerade weil bestimmte Phänomene wie der Größe-Laut-Symbolismus oder auch einige Phonästhe in vielen - auch nicht verwandten - Sprachen zu finden sind. Die dennoch vorhandenen gravierenden Unterschiede zwischen den heute gesprochenen Sprachen (z.B. *Pferd/Horse/Cheval*), werden auf Sprachwandelprozesse zurückgeführt, in denen die ursprüngliche „natürliche“ Lautsymbolik verloren ging²¹². Problematisch hierbei ist aber die Tatsache, dass die Entstehung der menschlichen Sprache weit zurückliegt und deswegen nicht erforscht werden kann, der Entstehung der einzelnen Sprachen kann man sich also nur rein hypothetisch annähern, im Einzelnen ist sie aber nicht mehr nachvollziehbar. Elsen (2014) meint hierzu:

Die Entstehung der Sprache aufgrund von Lautsymbolik kann zwar nicht ausgeschlossen werden, solche Beziehungen sind aber im Laufe der Zeit weitgehend verloren gegangen. Andererseits können andere Wörter erst im Nachhinein zusätzlichen klangsymbolischen Wert gewonnen haben. Schließlich kann auch gerade die „gute“, also zum Inhalt passende klangliche Gestalt eines Wortes dazu beitragen, dass es erhalten bleibt oder einen bestimmten Bedeutungspfad einschlägt.²¹³

Wiederholt wurde ebenfalls untersucht, inwiefern Menschen, die eine Sprache nicht sprechen, dennoch Wörtern dieser Sprache ihre Bedeutung zuordnen können. Auch wenn einige Studien hierfür positive Ergebnisse veröffentlichten, die sie mit sprachübergreifenden laut-symbolischen Assoziationen begründeten, werden diese Ergebnisse schärfsten kritisiert, da einerseits basale

²⁰⁸ vgl. Fónagy (1963).

²⁰⁹ Ertel (1969), S. 94.

²¹⁰ Ertel (1969), S. 102.

²¹¹ Ertel (1969), S. 92.

²¹² Ertel (1969), S. 114.

²¹³ Elsen (2014), S. 187.

Fremdsprachenkenntnisse, unbewusste Beeinflussung durch die VersuchsleiterInnen oder fälschliche Schlussfolgerungen durch Häufungen der richtigen Treffer nur leicht über der Zufallsgrenze zu den Ergebnissen führten.²¹⁴ Nach Elsen (2014) handelt es sich bei der Annahme: ‚Wenn es Lautsymbolik gibt, gibt es phonetische Einheiten, die in allen Sprachen der Welt denselben lexikalischen Inhalt transportieren‘ um einen Trugschluss, da jede Sprache langwierige Wandelerscheinungen unterworfen und mögliche phonosemantische Phänomene innerhalb einer Sprache von der Kultur der Sprachgemeinschaft geprägt sind. Dennoch gibt es gewisse sprach- und erfahrungsunabhängige Lautcharaktere, die von auditiv-kinästhetischen Wahrnehmungsprozessen herrühren (Mundöffnung, wahrgenommene Frequenz) und so etwa Größe ausdrücken.²¹⁵ Ertel (1969) Bezeichnet diese phonosemantischen Korrespondenzen als zwar statistisch signifikant, aber für die Sprache insgesamt als wenig erheblich, da sie nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit vorgibt, welche konnotativen Bedeutungen mit dem Ausdruck verbunden werden könnten, die lautsymbolischen Zuordnungen sind aber für die meisten Wortklassen potenziell willkürlich.²¹⁶ Doch besonders innerhalb der Einzelsprachen scheint die Phonosemantik, wie mehrfach empirisch erwiesen, durchaus zu intersubjektiv übereinstimmenden Assoziationsmustern zu führen, vor allem was die Zuordnung von Größe oder wahrgenommener Härte betrifft.

Größere Übereinstimmungen zwischen phonosemantischen Eigenschaften und der möglicherweise transportierten Bedeutung zeigen sich aber in bestimmten Bereichen der Onomastik. Besonders stark erforscht werden zurzeit die Warennamen, die auf die jeweiligen Produkte zugeschnitten werden aber ebenfalls eine möglichst positive Wirkung auf das Kaufverhalten der Zielgruppe haben soll. Der idealtypische Warenname identifiziert das Produkt nicht nur eindeutig, er soll ebenfalls werbenden Charakter besitzen, was unter anderem dadurch gelingt, dass er kurz, einprägsam, auffällig, originell, wohlklingend, leicht wahrnehm- und aussprechbar ist und weiters positive Assoziationen hervorruft.²¹⁷ Hierfür nutzt die Werbebranche vermehrt phonosemantische Effekte. So können Warennamen etwa onomatopoetische Sinneseindrücke nachahmen (z.B. erinnert der Name des Staubbesens *Swiffer* an das damit durchgeführte Wischen). Eine Studie von Klink (2000) deckte weitere phonosemantischen Assoziationen in Bezug auf Warennamen auf: Er legte Versuchspersonen Kunstwortpaare als Warennamen vor, anhand derer die ProbandInnen den Produkten Eigenschaften zuweisen sollten. Es zeigte sich, dass beispielsweise Motorräder mit dem Namen *Valp* als schneller eingeschätzt wurden, als

²¹⁴ Elsen (2014), S. 194-196.

²¹⁵ Ertel (1969), S. 111.

²¹⁶ Ertel (1969), S. 200.

²¹⁷ Nübling et al. (2015), S. 268.

jene mit den Namen *Galp*, was daran liegen mag, dass der Frikativ [v] als dynamischer, nach Ertel (1969) als erregter wahrgenommen wird, als der Plosiv [g]. Ebenfalls würde *Dotil* als passender Name für ein dunkles Bier und *Detil* für ein helles Bier angegeben, was zeigt, dass auch hier die phonosemantische Assoziation von hellen ([ə]) bzw. dunklen Vokalen ([ɔ]) wirkt. Als besonders subtil stellt sich aber der Einsatz der Phonosemantik im Gendermarketing heraus, wo auf lautlicher Ebene in den Warennamen Geschlechtsstereotype der Kunden kodiert werden. So heißt ein Duschgel für Männer etwa *Fresh Active/ Alaska/ Sport Instinkt* (wenige Vokale, eher dunkle Vokale, viele Obstruenten = hart, groß, stark) und eines für Frauen *Aloe Vera/ Violet Senses/ Inspire* (viele Vokale, eher helle Vokale, weniger Konsonanten = weich, klein, sanft).²¹⁸ (Mehr zur phonosemantischen Sexusmarkierung in den Kapiteln 4.2.2-6).

Krien (1973) betont in seiner Arbeit zur Namenphysiognomie auch den Einfluss lautlicher Faktoren auf die Wahrnehmung der NamenträgerInnen durch Außenstehende. So legt er unter anderem den Namen *Ignatz Schöps* als Beispiel für lautliche Assoziationen dar, die er mithilfe eines Polaritätenprofils (siehe Kapitel 3.1.2 Namenphysiognomie) erhob. Neben Weiblichkeit, Härte oder Stärke gibt er auch weitere Faktoren, wie Feuchtigkeit an, die mit Namen assoziiert werden können. „Die „extrem feuchte Aussprache“ der Reibelaute in der Fuge zwischen *Ignatz* und *Schöps* sowie zusätzlich des Auslauts-*s* bei *Schöps* hat bei der Polarität ‚feucht-trocken‘ [...] einen Wert für ‚feucht‘ zur Folge.“²¹⁹ Eine Hypothese, für die die Argumentation der Phonosemantik spricht, kinästhetische und sensorische Faktoren der Aussprache von Lauten würden die Wahrnehmung der mit ihnen transportierten Inhalte beeinflussen. Auch sind die hohen Werte im Polaritätenprofil für ‚eckig‘ und ‚gespannt‘ (die sich bei *Uli Schöps* nicht zeigen) auf das in der Artikulation gespannte [i] zurückzuführen (das [ɪ] in [ˈʊli] ist weit weniger gespannt). Weiters konnte er etwa beim Namen *Joseph* Assoziationen mit ‚rund‘ und ‚tief‘ nachweisen, die sich ebenfalls mit den Erkenntnissen der Phonosemantik zum Vokal [o] decken.

In den folgenden Kapiteln werden nun Erkenntnisse der Phonosemantik auf die Sexusmarkierung in Vornamen im Deutschen angewandt. Auf Basis der Forschung von Oelkers (2003, 2004), laut derer für die Sexusmarkierung vor allem die Länge, die Lage des Hauptakzentes, der Konsonanten- und Vokalanteil, die Qualität des Kernvokals sowie die des Auslauts von Bedeutung sind, werden diese Aspekte nun auf ihre Beschaffenheit in Frauen- bzw. Männernamen beschrieben und die Ergebnisse (von Oelkers (2003) und Nübling (2014, 2015, 2017)) nach Erkenntnissen der Phonosemantik erläutert werden. Als Korpus ihrer Erhebungen dienten

²¹⁸ Nübling et al. (2015), S. 275.

²¹⁹ Krien (1973), S. 111.

Oelkers (2003, 2004) die Top-30-Liste der vergebenen Vornamen Deutschlands 1999, sowie die vergebenen Namen der Städte Bielefeld (1992-1996), Darmstadt (1993-1996, 1999), Freiburg (1992, 1994, 1997-1999), Cottbus (1995-1999), Potsdam (1995-1999) und Weimar (1991-1995). Nübling (2014, 2015, 2017) zog die 100 häufigsten Frauen- bzw. Männernamen der derzeit lebenden Bevölkerung Deutschlands als Stichprobe heran. Abschließend werden exemplarisch Ergebnisse weiterer Studien vorgestellt, die sich mit der Sexusmarkierung in Rufnamen beschäftigen.

4.2.2 Die Namenlänge

Um Aussagen über die Unterschiede in der Länge von Frauenvornamen und Männervornamen treffen zu können, untersuchte Oelkers (2003) sowohl die Phonemzahl, als auch die Silbenzahl. In Bezug auf die Phonemzahl stellte sich aber heraus, dass sich hier kaum statistische Signifikanzen ergaben. Dass die Silbenzahl hier das salientere Merkmal darstellt, ist unter anderem damit zu erklären, dass Silben einerseits sowohl in der Produktion mündlicher Äußerungen, als auch in deren Rezeption die zentrale Einheit darstellen. Weiters handelt es sich beim Deutschen um eine silbenzählende Sprache, weshalb dieser sprachlichen Einheit hier besondere Bedeutung zukommt.²²⁰

Bei Betrachtung der Silbenzahl²²¹ zeigte sich bei den Männervornamen ein charakteristisches Verteilungsmuster: Die zweisilbigen Vornamen waren mit über 60% (minimal 62% in Weimar, maximal 68% in Darmstadt) weitaus die häufigsten. Dahinter folgten die Ein- und Dreisilber, die je nach Erhebungsgebiet an zweiter und dritter Stelle lagen. (z.B. Cottbus: 21,16% Einsilbig/ 15,34% Dreisilbig, während in Freiburg: 11,89% Einsilbig/ 18,53% Dreisilbig). Die vier-silbigen Namen belegen hier in allen Städten die letzte Position: Nur 1-2% der erhobenen Männernamen entfallen auf diesen Strukturtyp. Längere Männervornamen waren im Korpus nicht vertreten. Die Frauennamen zeigen hier ein anderes Bild: In den meisten Datensätzen ist nicht einmal die Hälfte der Vornamen zweisilbig (minimal 42% in Freiburg, maximal 51% in Darmstadt und Weimar), während annähernd gleich viele Namen dreisilbig sind (minimal 35% in Weimar, maximal 45% in Freiburg). Im Gegensatz zu den Männervornamen entfallen bei den Frauenvornamen ungefähr 10% auf vier- oder sogar fünf- und sechssilbige und nur 0%-3% auf einsilbige Namen.

²²⁰ Oelkers (2003), S. 144.

²²¹ Oelkers (2003), S. 145-151.

Da Oelkers (2003) nur die absoluten und prozentualen Ergebnisse der einzelnen Erhebungsgebiete angibt und keine Gesamtwerte,²²² berechne ich sie hier auf Basis der von ihr angegebenen Absolutwerte selbst:

Silbenzahl	Männernamen (gesamt 1284) ²²³	Frauennamen (gesamt 1375)
1 Silbe	16,04% (206)	1,89% (26)
2 Silben	64,95% (834)	46,11% (634)
3 Silben	17,29% (222)	41,96% (577)
4 Silben oder mehr	1,71% (22)	10,04% (138)
Durchschnitt	2,05 Silben	2,61 Silben

Tabelle 1: Gesamtwerte errechnet nach Oelkers (2003) -Silbenzahl

Als Durchschnittswert bei den Männernamen ergibt sich hier 2,05 Silben und bei den Frauennamen 2,61, was ebenfalls auf den Unterschied hinweist, der sich hier offensichtlich ergibt.

Es zeigt sich also, dass zwei- und dreisilbige Strukturen in beiden Datensätzen recht häufig sind, dennoch die Frauennamen vermehrt zu längeren Strukturen tendieren, während die Ein-silbigen Namen vor allem den Männern vorbehalten sind. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch Nübling (2014, 2015, 2017), die in einer Folgeuntersuchung die Top 100 der derzeit vergebenen Vornamen in Deutschland untersuchte und bei Betrachtung der durchschnittlichen Silbenzahl bei den Männernamen einen Wert von 1,92 und bei den Frauennamen einen Wert von 2,54 erhielt.²²⁴

Als Begründung für die Tendenz gibt Oelkers (2003) einerseits an, dass längere Sprachzeichen meist als klangvoller wahrgenommen werden als kurze. Da Wohlklang viel mehr mit dem weiblichen Geschlechtsstereotypen assoziiert wird als mit dem männlichen, sind Frauennamen in der Regel auch länger als die Männernamen. Dies stimmt ebenfalls mit den Ergebnissen von Ertel (1969) überein, der zu dem Schluss kommt, dass ein Ausdruck, je gliedreicher er ist, an Erregung gewinnt²²⁵. Erregung ist hier mit Auffälligkeit gleichzusetzen, einem Attribut, was vermehrt bei der Wahl von Frauennamen als Motiv gilt, um der Namenträgerin so Attraktivität

²²² Sie gibt zwar einen Frequenzdatensatz mit den je 100 häufigsten Männernamen und Frauennamen an, doch scheint mir die Analyse des gesamten Datensatzes ergiebiger und eher repräsentativ, um die Laut- und Strukturmerkmale des Nameninventars für beide Geschlechter widerzugeben.

²²³ In dieser Tabelle und allen weiteren Tabellen dieser Arbeit stehen die Zahlen in den Klammern neben den Prozentzahlen für die jeweiligen Absolutzahlen

²²⁴ Nübling (2017), S. 107.

²²⁵ Ertel (1969), S. 92.

zuzuschreiben. Darüber hinaus sind Frauennamen öfters durch Movierung von einem Männernamen abgeleitet, sie erhielten also als zusätzliche Silbe(n) eine Erweiterung um *-a*, *-ine* oder *-e*, wodurch sie ebenfalls, im Gegensatz zu den Männernamen aus denen sie abgeleitet wurden, an Länge gewinnen.

4.2.3 Der Hauptakzent

Als Hauptakzent wird die stärkste Betonung in einem Wort bezeichnet. So kann ein mehrsilbiger Ausdruck wie *Frauenvorname* Haupt- und Nebenbetonungen aufweisen. Erstere werden in weiterer Folge mit [ˈ] vor der den Hauptakzent tragenden Silbe markiert, letztere in der Regel mit [ˌ], z.B.: [ˈfr̥äʊən̩f̥œn̩aːmɛ]. Oelkers (2003) untersuchte ihre Korpora auf die Lage des Hauptakzentes,²²⁶ also auf dessen Lage auf der ersten, zweiten, dritten oder einer späteren Silbe, wobei hier die einsilbigen Vornamen nicht für die Erhebung der Lage des Hauptakzentes berücksichtigt wurden, da der Hauptakzent hier nur auf der ersten Silbe liegen kann.

Bei den Männervornamen liegen die initialbetonten Vornamen mit 75,42% in Darmstadt bis 87,08% in Bielefeld deutlich am häufigsten vor. Der Hauptakzent auf der zweiten Silbe folgt mit 11,24% in Bielefeld bis 22,35% in Darmstadt an zweiter Stelle. Eine Betonung auf der dritten Silbe weisen nur 2%-3% der Männervornamen auf, Betonungen auf späteren Silben scheinen in diesem Korpus überhaupt nicht auf. Bei den Frauennamen überwiegen ebenfalls die Erstsilbenbetonten (46% in Bielefeld bis 50,63% in Potsdam), doch liegen sie nur knapp vor den Namen mit Hauptakzent auf der zweiten Silbe (36,88% in Potsdam bis 46% in Bielefeld, wo sie gleich häufig vorkommen wie die initialbetonten Namen). Die Betonung auf der dritten Silbe ist mit 6,31% in Darmstadt bis 10,63% in Potsdam deutlich häufiger als bei den Männernamen. Weiters treten hier auch Vornamen auf, die den Hauptakzent auf der vierten oder sogar fünften Silbe tragen, sie machen aber nie mehr als 2% aus und fehlen in manchen Städten ganz. Nach den Erhebungen von Nübling (2014, 2015, 2017) sind von den Frauennamen 67% und von den Männernamen 90% erstsilbenbetont.²²⁷

Auch hier folgt die Berechnung der Gesamtdaten aus den von Oelkers (2003) erhobenen Werten, wobei hier sehr wohl die einsilbigen Vornamen berücksichtigt werden.

²²⁶ Oelkers (2003), S. 160-164.

²²⁷ Nübling (2017), S. 107.

Hauptakzent auf...	Männernamen (gesamt 1284)	Frauennamen (gesamt 1366 ²²⁸)
1. Silbe	85,20% (1094)	48,88% (667)
2. Silbe	12,85% (165)	42,39% (579)
3. Silbe	1,95% (25)	7,98% (109)
4. Silbe oder später	0,00% (0)	0,81% (11)

Tabelle 2: Gesamtwerte errechnet nach Oelkers (2003) - Hauptakzent

Es zeigt sich also eindeutig (auch wenn die Werte von Oelkers und Nübling besonders bei den Frauennamen doch Unterschiede aufweisen), dass bei den Männernamen der Trend zur Erstsilbenbetonung deutlich stärker ausgeprägt ist als bei den Frauennamen, bei denen die Betonung vermehrt auf einer hinteren Silbe liegt. Zu erklären ist dieser Aspekt, der offensichtlich zur Sexusmarkierung beiträgt, durch die für germanische Sprachen typische Initialbetonung. Die Betonung der ersten Silbe ist also der unmarkierte, „gewöhnliche“ Fall. Diese Unmarkiertheit lässt sich gut mit dem männlichen Geschlechtsstereotyp vereinebaren. Weiblichkeit wird aber in Bezug auf Rufnamen vermehrt mit Markiertheit und Exotik konnotiert. Daraus folgt, dass bei der Benennung von Frauen vermehrt zu Namen gegriffen wird, deren Betonungsstruktur nicht der unmarkierten Form entspricht, sondern vielmehr zu solchen, die sich durch die ungewöhnliche Lage des Hauptakzentes auffallen und so die Trägerin zu etwas Exotischem, etwas Besonderem machen.²²⁹ Dasselbe gilt für Vornamen aus Fremdsprachen, die ebenfalls vermehrt im weiblichen Nameninventar zu finden sind (vgl. Kapitel 4.1).

4.2.4 Konsonanten- und Vokalanteil

Oelkers (2003) verglich die Gruppen der Männernamen und Frauennamen ebenfalls in Hinsicht auf ihren Anteil von Vokalen und Konsonanten.²³⁰ Hierfür wurde in jedem Namen die Anzahl der vokalischen und konsonantischen Phoneme erhoben und der jeweilige Name dann der Kategorie $K < V$ (weniger Konsonanten als Vokale), $K = V$ (gleiche Anzahl an Konsonanten und Vokalen) oder $K > V$ (mehr Konsonanten als Vokale) zugeteilt.

In allen sieben Datensätzen zeigte sich die Verteilung der Männernamen eindeutig: Ein Großteil dieser Vornamen (68,78% in Cottbus bis 77,44% in Weimar) entfällt auf die Gruppe, die mehr

²²⁸ Darüber, wieso hier bei den Frauennamen die Gesamtanzahl niedriger ist als bei der Erhebung zur Silbenzahl, gibt Oelkers keinen Aufschluss.

²²⁹ Oelkers (2003), S. 160.

²³⁰ Oelkers (2003), S. 165-171.

konsonantische als vokalische Phoneme beinhaltet. Der Anteil an Männervornamen, in denen die Anzahl der Vokale und Konsonanten ausgewogen ist, liegt hier weit abgeschlagen an zweiter Stelle mit 19,55% in Weimar bis zu 27,51% in Cottbus. Kaum von Relevanz sind die Männernamen mit höherem Vokal- als Konsonantenanteil nur etwa 3-6% der erhobenen Namen wiesen diese Phonemverteilung auf. Gänzlich anders verhält sich der Konsonanten- und Vokalanteil der erhobenen Frauennamen: Hier überwiegen die Namen mit ausgewogener Konsonanten- und Vokalverteilung (41,80% in Weimar und Potsdam bis 46,53% in den Top 30). An zweiter Stelle liegen hier die konsonantenreicheren Namen mit 30,69% in den Top 30 bis hin zu 40,16% in Weimar. Die Namen, in denen die vokalischen Phoneme dominieren, sind bei den Frauennamen im Gegensatz zu den Männernamen deutlich stärker vertreten minimal entfallen hier 18,03% (Weimar) auf diese Klasse, maximal sogar 25,00% (Freiburg). Die Erhebung von Nübling (2014, 2015, 2017) ergab bei den Männernamen in der Klasse $K > V$ 57%, für $K = V$ 33% und für $K < V$ 10%. Für die Frauennamen: $K > V$ 37,5%, $K = V$ 40,5% und $K < V$ 23%.²³¹

Nun folgt, wie gehabt, die Berechnung der Gesamtwerte nach Oelkers (2003):

K-V-Verhältnis	Männernamen (gesamt 1284)	Frauennamen (gesamt 1375)
$K > V$	72,12% (926)	34,55% (475)
$K = V$	22,98% (295)	43,64% (600)
$K < V$	4,91% (63)	21,81% (300)

Table 3: Gesamtwerte nach Oelkers (2003) – K-V-Verhältnis

Auch wenn die Ergebnisse von Nübling (2014, 2015, 2017) und Oelkers (2003) hier wieder etwas divergieren (vor allem bei den Männernamen, was zum Teil daran liegt, dass Oelkers (2003) in ihrer phonetischen Transkription die r-Vokalisierung nicht berücksichtigt, Nübling (2014, 2015, 2017) aber schon), zeigt sich dennoch in beiden Erhebungen dieselbe Datenlage: Frauennamen enthalten im Vergleich zu den Männernamen mehr Vokale, und das mit signifikanter Auffälligkeit. Nach den Erkenntnissen der Phonosemantik ist dieser Aspekt der Sexusmarkierung leicht erklärt: Wie bereits unter anderem in Bezug auf Ertel (1969) und Fónagy (1963) erwähnt, werden Konsonanten vermehrt mit Härte und Potenz assoziiert, während Vokale Eigenschaften wie Sanftheit und Weichheit bzw. Milde transportieren. So werden Vokale ebenfalls viel eher mit Femininität verbunden und Konsonanten mit Maskulinität, da die mit ihnen phonosemantisch codierten Attribute mit den Stereotypen der jeweiligen Geschlechter übereinstimmen.

²³¹ Nübling (2017), S. 107.

4.2.5 Der Kernvokal

Der Kernvokal, also der silbische Vokal auf dem der Hauptakzent liegt, ist der Laut, dem in einem sprachlich geäußerten Ausdruck die meiste Aufmerksamkeit des Hörers zukommt. Somit ist der Kernvokal eines Vornamens das präsenteste Phonem. Oelkers (2003) untersuchte die in ihren Korpora enthaltenen Vornamen auf die Qualität der Kernvokale,²³² wobei sie hier zwischen hellen (i, ɪ, e, ε) dunklen (u, ʊ, o, ɔ, a, âi, âu, ôy) und mittleren Vokalen (y, ʏ, œ, ø) unterschied.

In der Gruppe der Männervornamen zeigte sich in allen Fällen eine leichte Dominanz der dunklen Kernvokale, die von 51,81% in Potsdam bis 61,08% in Darmstadt reicht. An zweiter Stelle liegen die hellen Kernvokale mit minimal 37,93% in Darmstadt bis maximal 46,99% in Potsdam. Kaum vorhanden sind Männernamen mit mittleren Kernvokalen. Auf diese Klasse entfallen höchstes 3,01% der Namen (Weimar). Ein anderes Bild zeigt sich bei der Betrachtung der Frauennamen. Hier ist der Anteil der Namen mit hellem Kernvokal deutlich höher: Zwischen 56,89% (Darmstadt) und 66,87% (Potsdam) sind es hier. Auf die Namen mit dunklem Kernvokal entfallen bei den Frauen minimal 32,52% (Potsdam) und maximal 43,11% (Darmstadt). Bei den Frauennamen sind die mittleren Kernvokale noch seltener vertreten als bei den Männernamen: Nur ein Name (*Jördis* aus Potsdam) aller sieben Korpora entfällt auf diesen Typ. Die Daten der Korpora von Oelkers (2003) werden nun wieder zusammenfassend berechnet:

Kernvokal	Männernamen (gesamt 1284)	Frauennamen (gesamt 1366)
hell	43,61% (560)	62,22% (850)
mittel	1,71% (22)	0,07% (1)
dunkel	54,67% (702)	37,70% (515)

Tabelle 4: Gesamtwerte nach Oelkers (2003) - Kernvokal

Auffallen ist hier, dass die Frauennamen vermehrt helle Kernvokale aufweisen (etwa zwei Drittel), während bei den Männernamen dieser Namentypus um etwa 20 Prozentpunkte seltener auftritt. Bei den Männernamen überwiegen die dunklen Kernvokale, die wiederum bei den Frauennamen deutlich rarer sind als die hellen.

Die Tatsache, dass bei der Benennung von Frauen vermehrt helle Kernvokale eingesetzt werden und bei der von Männern dunkle, ist mit den Erkenntnissen der Phonosemantik durchaus vereinbar: Wie bereits erwähnt ist der Größe-Laut-Symbolismus eines der am besten erforschen

²³² Oelkers (2003), S. 177-185

Phänomene der Lautsymbolik. Es ist vielfach nachgewiesen, dass helle Vokale stark mit geringer und dunkle Vokale mit ausgeprägter Größe assoziiert werden.²³³ So tendieren Wörter, die auf Größe verweisen dazu, dunkle Vokale zu beinhalten, wobei Wörter, die kleine Objekte bezeichnen, vermehrt helle Vokale aufweisen. In Bezug auf die Sexusmarkierung in Vornamen äußert sich diese Tatsache wie folgt: Frauen, die im Durchschnitt und dem Geschlechtsstereotypen entsprechend körperlich kleiner sind als Männer, werden mit Namen benannt, die dieses „Kleinsein“ durch ihre phonosemantischen Attribute, also ihren Kernvokal, ausdrücken. Bei Männern hingegen wird die körperliche Größe, die sie zumindest dem Stereotyp zufolge auszeichnet, im Zuge der Sexusmarkierung im Vornamen vermehrt durch einen dunklen Kernvokal markiert, was Pitcher et al. (2013) ebenfalls mit der Markierung von Attraktivität in Verbindung setzen.

In general, taller men are perceived as more dominant and tend to be considered more attractive. Further, average to taller stature men have higher reproductive success than shorter men. Conversely, shorter and slimmer women are generally perceived as more attractive and are more fecund.²³⁴

Weiters kommt es in der biologischen Differenzierung der Geschlechter dazu, dass Frauen tendenziell höhere Stimmen haben als Männer. Nach Ritter-Schaumburg (1985) könnte auch so argumentiert werden, dass die Frauennamen die hellen, klaren, möglicherweise schrillen Töne widerspiegeln, die für die weibliche Stimme als typisch angesehen werden und Männernamen ikonisch für das dumpfe Dröhnen und Brummen von Männerstimmen stehen.

4.2.6 Der Auslaut

Der Auslaut von Vornamen²³⁵ ist deswegen für die Sexusmarkierung von Relevanz, da der auslautenden Position im Deutschen, aber auch in anderen indogermanischen Sprachen, durch die morphosyntaktischen Elemente, die hier ihren Platz finden, besondere Aufmerksamkeit zuteilwird: Eine Vielzahl an grammatischen Informationen wird im Auslaut ausgedrückt. Da Weiblichkeit und Männlichkeit in Rufnamen ja unter anderem durch die Positionierung von Vokalen bzw. Konsonanten ausgedrückt werden kann (vgl. Kapitel 4.2.4 zum Konsonanten- und Vokalanteil), untersuchte Oelkers (2003) den Auslaut der Männernamen und Frauennamen darauf, ob hier vermehrt Konsonanten oder Vokale auftraten.²³⁶ Weiters bestimmte sie ebenfalls die

²³³ vgl. Ertel (1969)/ Oelkers (2003)/ Ritter-Schaumburg (1985).

²³⁴ Pitcher et al. (2013), S.1

²³⁵ Oelkers (2003) untersuchte ebenfalls den Anlaut der Vornamen, fand hier aber keine signifikanten Unterschiede.

²³⁶ Oelkers (2003), S. 185-197.

Qualität der hier auftretenden Phoneme, also ob es sich um Affrikate, Plosive, Nasale, Frikative, Vibranten, Laterale, helle oder dunkle Vokale handelte.

Diese Betrachtung des Anteils der Frauennamen und Männernamen, der auf Konsonanten bzw. Vokale auslautet ergab folgendes: Bei den Männernamen zeigt sich in den Erhebungen von Oelkers (2003) eindeutig eine Favorisierung des konsonantischen Auslautes: Hier sind es minimal 74,07% (Cottbus) der Namen, die auf einen Konsonanten auslauten und maximal 86,47% (Weimar). Daraus folgt ebenfalls der geringe Prozentsatz an Männernamen mit vokalischem Auslaut (13,53% in Weimar bis 25,93% in Cottbus). Bei den Frauennamen zeigt sich ein gänzlich anderes Bild: Lediglich 19,82% (Darmstadt) bis 24,59% (Weimar) enden konsonantisch bzw. 75,41% (Weimar) bis 80,18% (Darmstadt) vokalisches.

In Bezug auf die Qualität des Auslautes erhielt Oelkers (2003) folgende Ergebnisse: Von den konsonantischen Phonemen im Auslaut der Männervornamen waren am häufigsten die Nasale und Laterale (zwischen 29,63%²³⁷ in Cottbus und 38,92% in Darmstadt) vertreten, gefolgt von den Frikativen und Vibranten (22,66% in Darmstadt bis 29,41 in den Top 30). Die seltensten im Auslaut der Männernamen vertretenen Konsonanten waren die Affrikate und Plosive (minimal 17,73% in Darmstadt bis maximal 21,80% in Weimar). Die im Auslaut vorkommenden Vokale waren vorrangig dunkel (6,02% in Weimar bis 15,38% in Freiburg), helle waren aber nur knapp weniger vorhanden (6,64% in Freiburg bis 11,11% in Cottbus). Ein einziger mittlerer Vokal kam in Korpus aus Freiburg vor. Betrachtet man nun die Ergebnisse der Gruppe der Frauennamen, zeigt sich, dass bei den konsonantischen Auslauten die Nasale und Laterale weitest am häufigsten auftreten (13,33% in Potsdam bis 20,43% in Cottbus). Frikative und Vibranten (minimal 1,08% in Cottbus bis maximal 5,74% in Weimar), sowie Affrikate und Plosive (2,53% in Freiburg bis 4,10% in Weimar) waren bei den Frauennamen im Auslaut nur selten zu finden. Im vokalisches Auslaut dominiert der Anteil der dunklen Vokale mit minimal 44,09% in Cottbus und maximal 61,23% in Darmstadt. Diese Dominanz der dunklen Vokale ist aber fast ausschließlich auf den Auslaut auf /a:/ zurückzuführen (ansonsten gibt es noch einen Fall von /o/ und zweimal /u/ im Auslaut der Frauennamen). Die Gruppe der hellen Vokale ist hier ebenfalls stark vertreten: Die Werte reichen hier von 20,09% in Potsdam bis 31,15% in Weimar.

Bei Analyse der Einzelphoneme erhielt Oelkers (2003) folgende Ergebnisse: Bei den Männernamen dominierte der Laut /n/ deutlich. Etwa ein Viertel aller Männernachnamen lauteten auf

²³⁷ Die Prozentangaben beziehen sich im folgenden Absatz stets auf das gesamte jeweilige Korpus und nicht ausschließlich auf die konsonantischen, bzw. die vokalisches Auslaute.

dieses Phonem aus. Dahinter folgen /s/ und /t/ mit etwa 15%, bzw. 10% Anteil. Die häufigsten Vokale der Männernamen sind /o/ und /i/, wobei die Häufigkeiten hier je nach Korpus sehr stark variieren (sie liegen ungefähr zwischen 2% und 12%). Wie bei den Männernamen ist auch bei den Frauennamen /n/ das häufigste konsonantische Einzelphonem (8,48% in Potsdam bis 16,13% in Cottbus), gefolgt in den meisten Korpora von /l/ (minimal 2,46% in Weimar bis 4,11% in Freiburg). Der vokalische Auslaut auf /a:/ ist weitaus am häufigsten: Minimal lauten 44,09% (Cottbus) der Frauennamen so aus und maximal 60,35% (Darmstadt). An zweiter Stelle liegt, bezogen auf den vokalischen Auslaut bei Frauennamen, /ə/ mit 11,88% in den Top 30 bis 18,28% in Cottbus. Ebenfalls recht häufig ist hier der Auslaut auf /i/, der zwischen 6,33% (Freiburg) und 12,30% (Weimar) ausmacht.

In der folgenden Tabelle fasse ich nun wieder die auf die einzelnen Korpora bezogenen Daten von Oelkers (2003) zu einem Gesamtergebnis zusammen, wobei ich einige Phoneme mit besonders relevanter Verteilung (bzw. diejenigen, die in einer der beiden Gruppen am häufigsten auftraten) herausgreife:

Auslaut	Männernamen (gesamt 1284)	Frauennamen (gesamt 1375)
Nasal/Lateral	35,05% (450)	16,00% (220)
/n/	24,22 (311)	11,42% (157)
Frikativ/Vibrant	24,92% (320)	2,69% (37)
/s/	15,65% (201)	1,75% (24)
Affrikate/Plosiv	20,17% (259)	3,35% (46)
/t/	8,72% (112)	2,11% (29)
konsonantisch	80,14% (1029)	22,04% (303)
heller Vokal	8,26% (106)	24,15% (332)
/i/	4,83% (62)	8,44% (116)
/ə/	2,02% (26)	15,27% (210)
dunkler Vokal	11,53% (148)	53,47% (740)
/a:/	2,80% (36)	53,60% (737)
/o/	7,71% (99)	0,07% (1)
vokalisch	19,86% (255) ²³⁸	77,96% (1072)

Tabelle 5: Gesamtwerte nach Oelkers (2003) - Auslaut

²³⁸ hier ist ebenfalls der eine mittlere Vokal miteinbezogen, der in der Tabelle aus ökonomischen Gründen nicht aufgelistet ist.

Was sich hier in Bezug auf die Sexusmarkierung besonders deutlich zeigt, ist die Dominanz der Vokale im Auslaut der Gruppe der Frauenvornamen, bzw. die der Konsonanten bei den Männervornamen. Die Verteilung ist hier fast gegenläufig: Von Männernamen lauten 78% konsonantisch, von den Frauennamen 80% vokalisch aus. Sehr ähnlich fallen die Ergebnisse bei Nübling (2014, 2015, 2017) aus: Hier sind es bei den Männernamen 81%, die auf ein konsonantisches Phonem enden²³⁹ und bei den Frauennamen 21,5%. (Demzufolge lauten 19% der Männernamen und 78,5% der Frauennamen vokalisch aus.).²⁴⁰ Wie beim Vokal- und Konsonantenteil ist auch hier damit zu argumentieren, dass Vokale mit Wohlklang assoziiert werden, was vor allem mit dem femininen Geschlechtsstereotyp in Verbindung gebracht wird und die Konsonanten Härte und Stärke konnotieren, was in erster Linie mit dem maskulinen Geschlechtsbild vereinbar ist.

Bei der Verteilung der konsonantischen Phoneme im Auslaut zeigt sich vor allem bei den Frauenvornamen ein interessantes Bild: Die Konsonanten, die am häufigsten vertreten sind, sind die Nasale, die unter den Konsonanten als die sonorsten, wohlklingendsten, oder nach Fónagy (1963) am weichsten sind, was wiederum gut mit der Weiblichkeit zu verbinden ist die diese Namen markieren sollen. Die härteren und demnach männlich konnotierten Frikative, Vibranten, Affrikaten und Plosive sind im Auslaut von Frauenvornamen nur geringfügig vertreten (insgesamt etwa 6%), anders als bei den Männervornamen, bei denen der Frikativ /s/ (16%) und der Plosiv /t/ (9%) am zweit- beziehungsweise dritthäufigsten im Auslaut zu finden sind und ein Viertel der Namen auf einen Frikativ oder Vibrant, sowie ein Fünftel auf eine Affrikate oder einen Plosiv enden.

Die Vokale im Auslaut zeigen ebenfalls eine eindeutige Sexusmarkierung: Allen voran scheint das Phonem /a:/ ein wichtiger Weiblichkeitsmarker zu sein: Über die Hälfte der Frauennamen endet auf diesen Vokal, während dies nur bei knapp 3% der Männernamen der Fall ist. Interessant hierbei ist, dass es sich bei diesem Phonem eigentlich um einen dunklen Vokal handelt, der phonosemantisch mit Größe, Potenz und so eben Männlichkeit verbunden wird. Der Auslaut von Vornamen scheint hier aber eine große Ausnahme darzustellen. Möglicherweise könnte dies an der formalen Sexusmarkierung liegen, die im deutschen Sprachraum vor Jahrhunderten teilweise aus dem Lateinischen oder Französischen übernommen wurde, indem Männernamen durch Movierungssuffixe wie *-ine*, *-e* oder eben auch *-a* zu Frauennamen abgewan-

²³⁹ Nübling (2014, 2015, 2017) gibt hier leider nicht an, ob das vokalisierte /r/ hier als konsonantisch oder vokalisch gewertet wurde.

²⁴⁰ Nübling (2017), S. 107.

delt wurden. So wird der eigentlich eher männlich konnotierte Vokal /a:/ in unserem konventionellen System zur Sexusmarkierung in Vornamen zu einem besonders starken Marker von Weiblichkeit. Auch gibt Ritter-Schaumburg (1985) zum Vokal A an, es handle sich hierbei um einen Laut der weder hell noch dunkel ist, der weder Größe noch Kleinsein symbolisiert, sondern um einen Vokal „des Mittleren und Harmonischen“,²⁴¹ um einen „Laut des Ausgleichs der Kräfte“.²⁴² Eben dieses Moment des Harmonischen, des Ausgleichs ist eine Eigenschaft, die sich durchaus mit dem weiblichen Geschlechtsstereotypen vereinbaren lässt. Konträr dazu ist der Laut /o/ in den Gruppen der Männernamen und Frauennamen verteilt: Während knapp 8% der Männernamen auf diesen Vokal auslauten, was ihn auch zum häufigsten Vokal im männlichen Namensauslaut macht, tritt er in allen 1375 untersuchten Frauennamen nur einmal auf. Das /o/ ist also den männlichen Vornamen vorenthalten, was nicht weiter verwunderlich ist, bedenkt man, dass nach Newman (1933) /o/ und /ɔ/ die Vokale sind, die am meisten mit Größe assoziiert werden. „Die O-Laute haben von allen Lauten den hohlsten, vollsten, dröhnendsten Klang. Das dumpf und mächtig dröhnende voller Nachhall [...]“²⁴³ So können diese Laute auch, wie bereits erwähnt, mit dröhnenden Männerstimmen in Verbindung gebracht werden. Die Häufigkeit des e-Schwas bei den Frauennamen (über 15% lauten so aus) ist einerseits dadurch zu erklären, dass es sich beim /ə/ wie auch beim /i/, das ebenfalls mit über 8% bei den Frauennamen nicht allzu selten den Auslaut bildet, um einen hellen Vokal handelt, der geringe Größe und somit Weiblichkeit konnotiert. Wie das Phonem /a:/ ist aber auch das Phonem /ə/ durch die aus Männernamen umgebildeten Frauennamen (-ine, -e) vermehrt mit der Markierung des weiblichen Sexus verbunden. Das zeigt sich ebenfalls im Vergleich zum Vokal /i/, der bei den Männervornamen ungefähr doppelt so häufig in auslautender Position auftritt wie /ə/, bei den Frauenvornamen aber nur etwa halb so oft. Daraus kann man schließen, dass der Laut-Größe-Symbolismus hier nicht der einzige bestimmende Faktor ist, sondern auch formelle Komponenten der Sexusmarkierung von Bedeutung sind.

²⁴¹ Ritter-Schaumburg (1985), S. 79.

²⁴² Ritter-Schaumburg (1985), S. 90.

²⁴³ Ritter-Schaumburg (1985), S. 120.

Zusammenfassend lässt sich für die konventionelle, zum Teil aber auch formale Sexusmarkierung in Vornamen für das Deutsche festhalten:

Männervornamen	Frauvornamen
haben weniger Silben	haben mehr Silben
tragen den Hauptakzent vorne	tragen den Hauptakzent hinten
haben anteilig weniger Vokale als Konsonanten	haben anteilig mehr Vokale als Konsonanten
tragen den Hauptakzent auf einem dunklen Vokal	tragen den Hauptakzent auf einem hellen Vokal
lauten konsonantisch aus (auf /n/, /s/, /t/)	lauten vokalisch aus (auf /a:/, /ə/)

Tabella 6: Kennzeichen von Männervornamen und Frauvornamen

Das einleitende Beispiel der sehr ähnlichen Namen *Dominik* und *Dominique* kann nun in Bezug auf die hier enthaltene Sexusmarkierung entschlüsselt werden: Der einzige (hörbare) Unterschied zwischen dem Männernamen [ˈdo-mi-nɪk] und dem Frauennamen [do-mi-ˈni:k] liegt in der Lage des Hauptakzentes, der bei *Dominik* auf der ersten und bei *Dominique* auf der dritten Silbe liegt, was bei ersterem ein Marker für Männlichkeit und bei letzterem einer für Weiblichkeit ist. Weiters führt die unterschiedliche Lage des Hauptakzentes ebenfalls zu einem anderen Kernvokal: Bei *Dominik* ist es ein dunkles [o], bei *Dominique* eine helles [i:] (das ebenfalls durch erhöhte Länge klangvoller wirkt) – beides ebenfalls Laute, die die jeweiligen Vornamen mit dem von ihnen bezeichneten Geschlecht in Verbindung bringen. Als weiterer Faktor kommt hinzu, dass *Dominique* durch die graphemische Auffälligkeit der Endung *-que*, die im Deutschen so nicht gebräuchlich ist, als fremdländisch, exotisch markiert ist, was ebenfalls ein Attribut ist, das vermehrt in Frauvornamen zu finden ist und das sich außerdem auch im Vornamen der in der Einleitung erwähnten Transgender-Kandidatin *Giuliana* bei *Germany's next Topmodel* wiederfindet. Ihr Rufname signalisiert ebenfalls mehrfach Weiblichkeit: Er ist dreisilbig mit Betonung auf der 2. Silbe, er endet auf /a:/ und stammt deutlich hörbar aus dem Italienischen, was darauf hindeutet, dass zumindest hier ein Fall vorliegt, in dem eine weibliche Transgender-Person einen Rufnamen trägt, der phonosemantisch eindeutig auf ihr Identitätsgeschlecht verweist.

Betrachtet man nun weiters die fünf Frauvornamen, die in der eingangs erwähnten Studie des englischsprachigen Online-Dating-Portals²⁴⁴ besonders als attraktiv wahrgenommen wurden (*Erika*, *Alexandra*, *Vanessa*, *Natalie* und *Katharina*), zeigt sich, dass es sich hierbei um Namen

²⁴⁴ <https://www.woman.at/a/frauen-15-namen-schoensten> (Zugriff: 14.4.2017).

handelt, die allesamt drei oder mehr Silben haben, fast ausschließlich auf [a:] enden, mit Ausnahme von *Nathalie*, der zumindest auf einen hellen Vokal endet, und dass bei drei der vier Namen die Vokale im Verhältnis zu den Konsonanten ausgewogen oder sogar in der Überzahl sind. Diese fünf Vornamen sind also solche, die besonders stark dem femininen onymischen Stereotyp folgen.

4.2.7 Weitere Studien

Im deutschen Sprachraum wurden bis dato neben den bereits beschriebenen Erhebungen von Nübling (2014, 2015, 2017) und Oelkers (2003, 2004) kaum Untersuchungen zur Sexusmarkierung in Vornamen durchgeführt. Im englischsprachigen Raum hingegen gibt es bereits eine Vielzahl an Veröffentlichungen, die die lautliche Ebene der Sexusmarkierung beschreiben.

Slater & Feinman (1985) verfolgen die Hypothese, dass die Sexusmarkierung in Namen im angloamerikanischen Raum von native speakers aufgrund der Struktur des Vornamens erkennbar ist. In den untersuchten Vornamenskorpora ergaben sich geschlechtsspezifische Unterschiede, die in vielerlei Hinsicht mit den von Oelkers (2003) erhobenen Daten übereinstimmen. So bestanden die Frauennamen im Vergleich zu den Männernamen aus mehr Silben und Phonemen, wiesen mehr offene Silben auf und trugen einen initialen Hauptakzent. Auch hier zeigte sich der Auslaut als besonders relevant für die Sexusmarkierung, was Slater & Feinman (1985) damit argumentieren, dass strukturelle Geschlechtsunterschiede besonders dort auftreten, wo ebenfalls grammatische Markierungen zu finden sind. So lauten die angloamerikanischen Frauennamen meist auf Vokale oder Sonoranten aus, die Männernamen hingegen auf Obstruenten und wenn vokalisches, dann auf /i/.

Lieberson & Mikelson (1995) ließen von Versuchspersonen unterschiedlichster Herkunft von 16 Vornamen der afroamerikanischen Bevölkerung New Yorks, die von den jeweiligen Eltern selbst kreiert worden waren, hinsichtlich des Geschlechts der NamenträgerInnen einstufen. 13 davon wurden mehrheitlich richtig zugeordnet, doch zeigten sich einige Strukturmerkmale, die anscheinend weniger gut für Jungen- bzw. Mädchennamen eigneten, wie etwa *ch-* im Anlaut des Jungennamen *Chanti*, der aufgrund dieses Strukturmerkmals vermehrt als Mädchenname eingeschätzt wurde. Auch die Auslaute *-a*, *-i*, *-ele*, *-elle* wurden mehrheitlich mit Mädchen, jene auf *-d*, *-el*, *-ell* oder andere konsonantische Phoneme mit Jungen assoziiert.

Weitere Untersuchungen beschäftigen sich noch näher mit der phonosemantischen Komponente der Sexusmarkierung. Whissell (2001a, b, 2006) beschreibt beispielsweise, dass in Jungennamen vermehrt solche Phoneme auftreten, die aktive und unangenehme Bedeutungskomponenten beinhalten (Obstruenten), wohingegen in Mädchennamen passiv, angenehm und weich konnotierte Laute wie /a, ə, i, n, l/ vermehrt auftreten.

If little girls are made of "sugar and spice and all things nice" while little boys are made of "snakes and snails and puppy dogs' tails" (at least in popular opinion), their names should signal this fact. These findings show that they do.²⁴⁵

Die in den Rufnamen des jeweiligen Geschlechtes auftretenden Laute spiegeln demnach Geschlechtsstereotype wieder. Dies konnte auch durch eine Studie mit eigens hierfür kreierten Kunstnamen belegt werden, denen durch ProbandInnen eine Geschlechtszugehörigkeit zugeordnet werden sollte. Whissell (2001b) zeigte, dass Namen mit Phonemen, die oft mit Eigenschaften wie aktiv (active), unartig (nasty) und unangenehm (unpleasant) verbunden werden, vermehrt als männlich eingestuft werden. Die weiteren Ergebnisse können her durchaus mit denen von Oelkers (2003) verglichen werden: Kurze Namen oder solche mit erhöhtem Konsonantenanteil wurden vermehrt als männlich klassifiziert, solche mit auslautendem /a/ oder /ə/ bzw. einem erhöhten Vokalanteil als weiblich. Die von Whissell (2001a) untersuchten androgynen Vornamen wiesen, wie die weiblichen, ebenfalls vermehrt weiche, passive Phoneme wie /l, n, i/ auf.

4.3 Der deutsche Genderindex

Der deutsche Genderindex ist ein Verfahren zur Ermittlung der Intensität der Sexusmarkierung in Rufnamen. So kann beispielsweise der Frauennamen *Ingrid* auf numerischer Basis als weniger weiblich eingestuft werden, als *Andrea* bzw. kann durch den Genderindex ebenfalls gezeigt werden, dass mit dem Vornamen *Kurt* eher Männlichkeit assoziiert wird, als mit dem Vornamen *Luca*. Er basiert auf dem Wissen zur (teils phonosemantischen - teils formalen) Sexusmarkierung in Rufnamen, das in den vorangegangenen Kapiteln vorgestellt wurde. Erste Ansätze zum Erstellen eines solchen Verfahrens leisteten Barry & Harper (1993, 1995), indem sie den *phonetic gender score* kreierten, der jedem Rufnamen aufgrund seiner phonologischen Eigenschaften (Silbenzahl, Betonungsstruktur, Auslaut), ein Wert von -4 bis +4 zugeordnet werden kann, wobei -4 für maximal männlich und +4 für maximal weiblich steht. Da dieser *phonetic gender score* aber auf Basis von Rufnamen im englischen Sprachraum geschaffen wurde und ebenfalls

²⁴⁵ Whissell (2001a), S. 115.

nicht auf statistischen Daten basiert, sondern mehr auf Intuition beruht,²⁴⁶ passte Nübling (2014, 2015, 2017) ihn für Rufnamen im deutschen Sprachraum an. Der *deutsche Genderindex* berücksichtigt somit statistisch erfasste Werte aus den Top 100 der in Deutschland derzeit vergebenen Frauen- und Männernamen und, im Unterschied zum phonetic gender score von Barry & Harper, ebenfalls das Konsonanten-Vokal-Verhältnis, das sich in den Studien von Oelkers (2003) und Nübling (2014, 2015, 2017) ebenfalls als äußerst Relevant für die Sexusmarkierung erwiesen hat. Um den Genderindex für einen Rufnamen zu ermitteln, bedarf es dreier Teilwerte, die am Ende Summiert werden. Diese Werte werden je nach phonetischer Eigenschaften des betrachteten Rufnamens zugeordnet:

a) Auslaut		
+3	-[a], -[ə]	<i>Anna, Sabine</i>
+2	-[i(:)]	<i>Marie, Leonie</i>
0	-[aə], -[ɔə]	<i>Dagmar, Lothar</i>
-1	Sonorant (N/L außer r)	<i>Jasmin, Sven</i>
-2	Plosiv, -[eɪ], -[ɪ]	<i>Robert, André, Kai</i>
-3	Frikativ, -[ʋ], -[o]	<i>Rolf, Peter, Nico</i>
b) Silbenzahl und Akzentposition		
+3	4 o. mehr Silben, Akz. vorne	<i>Rósemarie</i>
+2	3-4 Silben, Akzent nicht vorne	<i>Katharína, Andréas</i>
+1	3 Silben, Akzent vorne 2 Silben, Akzent hinten	<i>Léonie, Maríe, Nicóle</i>
0	2 Silben, Akzent vorne	<i>Ánna, Péter</i>
-3	1 Silbe	<i>Rolf, Jan</i>
c) Vokal-/Konsonantenanteil		
+2	K<V	<i>Anna, Uwe</i>
+1	K=V	<i>Sofie, Tobias</i>
-2	K>V	<i>Christina, Alexander</i>

Tabelle 7: Berechnung des deutschen Genderindex. Nübling (2017), S. 180.

So erhält man nach Addition der Teilwerte einen Genderindex von -8 bis +8, wobei auch hier der negative Zahlenraum für männlich klingende Rufnamen steht und der positive für weiblich

²⁴⁶ Nübling (2017), S. 108.

klingende. Maximal männlich mit einem Genderindex von -8 wäre der Rufname *Klaus*, maximal weiblich mit +8 *Anneliese*. Namen mit einem Genderindex von 0 (z.B. *Heidi* oder *Achim*) wären phonosemantisch sexusambig.

Ziehen wir nun als Beispiel die zuvor betrachteten Rufnamen *Dominik* [do-mi-nik] und *Dominique* [do-mi-'nik] heran, ergibt sich für *Dominik* ein Wert von -3 (Auslaut auf Plosiv: -2; 3 Silben, Akzent vorne: +1; K>V: -2; daraus folgt $-2+1-2 = -3$) und für *Dominique* -2 (Auslaut auf Plosiv: -2; 3 Silben, Akzent nicht vorne: +2; K>V: -2; daraus folgt $-2+2-2 = -2$). Auch wenn der Unterschied hier nun minimal ist, lässt sich dennoch eine Differenz feststellen: *Dominique* ist zwar immer noch ein Rufname, der einige Charakteristika von Männervornamen aufweist, durch die weiblich konnotierte Akzentstruktur, liegt der Genderindex aber etwas höher als der von *Dominik*. Die zuvor erwähnten fünf Frauenvornamen, die nach der Studie des englischsprachigen Online-Dating-Portals²⁴⁷ als besonders attraktiv wahrgenommen wurden weisen übrigens einen besonders weiblichen Genderindex auf: *Erika* (+6), *Alexandra* (+3), *Vanessa* (+6), *Natalie* (+4) und *Katharina* (+6). Auch der Rufname des Transgender-models *Giuliana* erreicht demnach einen sehr hohen Wert von +7. Bei ihrer Analyse der 100 häufigsten Frauen- bzw. Männernamen der derzeitigen Bevölkerung Deutschlands, zeigte sich ein Durchschnitt von -3,7 für die Männernamen und +2,9 für die Frauennamen.²⁴⁸ Die Differenz der Frauennamen und Männernamen beträgt also 6,6 Punkte am Genderindex.

4.4 Aktuelle Entwicklungen in der Sexusmarkierung

Durch die soziale Angleichung der Geschlechter, die sich in den letzten Jahrzehnten im deutschen Sprachraum allmählich vollzieht, kam ebenfalls die Hypothese auf, die Klassifikation des Geschlechtes von Kindern durch Rufnamen würde sich diesem Trend ebenfalls anpassen, die Unterschiede in der Sexusmarkierung wären also heute weniger stark ausgeprägt als noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts. Gerhards (2003) untersuchte die Vornamen von Neugeborenen zwischen 1950 und 1998 zweier deutscher Städte in Hinsicht auf ihren Auslaut. Hier zeigte sich, dass die Verteilung von konsonantisch und vokalisch auslautenden Namen über die Zeitspanne hinweg aber weitgehend konstant blieb, eine Androgynisierung war demnach so nicht festzustellen. Nübling (2012) betrachtete in ihren diachronen Studien den gesamten Namenkörper der Top 20 vergebenen Mädchen- bzw. Jungennamen von 1945 bis 2008. Es zeigte sich

²⁴⁷ <https://www.woman.at/a/frauen-15-namen-schoensten> (Zugriff: 14.4.2017).

²⁴⁸ Nübling (2014, 2015, 2017).

besonders in den 1970ern eine androgynisierende Annäherung, vor allem bei der Silbenzahl. Waren es 1945 noch 2,6 Silben im Durchschnitt bei den Frauennamen und 1,65 bei den Männernamen (Differenz 0,95), kamen 1980 die Frauen auf 2,5 Silben, während die Männernamen, die in den 1960ern sogar einen Wert von 2,8 Silben im Durchschnitt erreichten, 1980 wieder im Mittel 2,6 Silben aufwiesen. Seitdem werden Männernamen und Frauennamen beide in der Regel kürzer, wobei sich wieder eine Differenz von 0,53 zwischen der Durchschnittlichen Silbenzahl (nach Nübling (2014, 2015, 2017): Mädchennamen 2,45 vs. Jungennamen 1,92) einstellte. Hier lässt sich demnach eine gewisse Tendenz zum *undoing gender*²⁴⁹ durch die Rufnamenwahl feststellen, die in den 1970ern und 1980ern ihren Höhepunkt hatte, auch etwa durch die zunehmende Wahl weiblicher Laut- und Akzentmuster (*Sebastian, Christian, Matthias* statt den früher üblichen *Peter, Werner, Karl*), wobei der Trend der Erstsilbenbetonung bei Männernamen seit den 1990ern wieder zunimmt.²⁵⁰ Aber auch heute macht sich das Femininisieren von Jungennamen insofern bemerkbar, als jene nun immer häufiger auf Vokale enden, wobei sogar das bisher den Mädchenvornamen vorenthaltene [a:], häufiger bei den Jungennamen im Auslaut zu finden ist (z.B. *Luca, Joshua, Jonah, Elia, Noah*).

Wurde bisher männliche Rufnamen mit dem Ausgang *-a* oder *-e*, meist aus dem Italienischen, im Deutschen automatisch der weiblichen Rufnamenklasse zugeschlagen (*Andrea, Gabriele, Nikola*), so hat sich mit *Luca/Luka*, der beiden Klassen angehören kann, heute aber (2012) der häufigste Jungennaame überhaupt ist, ein bahnbrechender Wandel vollzogen. Damit findet eine massive Entgenderung der Namen statt – wohlgemerkt auf der Ebene ihrer Bauweise, wo sie materiell und strukturell so ähnlich sind wie noch nie zuvor.²⁵¹

4.5 Sexusmarkierung in Spitznamen

Das Thema Spitznamen wurde bisher in der Onomastik kaum beachtet, was verwunderlich ist, da besonders Spitznamen dazu dienen, soziale Beziehungen zu markieren, was sie als Gegenstand der Sozioonomastik besonders attraktiv macht. Zur Verbindung von Spitznamen und Sexusmarkierung gibt es bislang ausschließlich Erhebungen von Nübling (2014, 2015, 2017), auf die ich nun kurz eingehen werde. In Ermangelung einer gebräuchlichen Terminologie, werden *Spitznamen* nach Nübling (2017) als Oberbegriff für die liebevoll gemeinten *Kosenamen* und die abschätzigen *Spottnamen* gebraucht.

²⁴⁹ Nübling (2012, 2015, 2017)/ Nübling et al. (2015).

²⁵⁰ Nübling et al. (2015), S. 133-134.

²⁵¹ Nübling (2014), S. 116.

Spitznamen werden, ähnlich den offiziellen Namen, nicht mit der NamensträgerIn verhandelt. Ihre Vergabe geht von anderen aus (FreundInnen, Familie, PartnerIn) und etablieren eine Beziehung von A zu B, wobei A die Definitionshoheit über diese Beziehung hat. Mehr noch: Spitznamen machen diese Beziehung öffentlich, sofern die Namen im Beisein anderer verwendet werden. B kann sich nicht gegen den Spitznamen wehren, weder im Fall von Spott- noch von Kosenamen.²⁵²

Wir tragen unsere Spitznamen also oft nicht freiwillig, was zum Resultat hat, dass Spitznamen die emotionale Verbindung der Namenverwender zur so benannten Person aufzeigen.²⁵³ Wie bereits in Kapitel 2 angemerkt, werden Namen, mit denen wir uns benennen, aber auch jene, mit denen wir benannt werden, als eng zum Körper gehörig wahrgenommen. Nübling (2014, 2017) bezeichnet den Akt der Benennung durch Spitznamen als „onymische Fellpflege“, die im Fall von Kosenamen als liebevolles Kraulen, bei Spottnamen oder anderen ungewünschten Benennungen aber als unangenehmes Kneifen erlebt werden kann.²⁵⁴

Welche Erkenntnisse gibt es nun zum Zusammenhang von Spitznamen und Geschlecht? Kürschner (2014) untersuchte SportlerInnenkosenamen aus Steckbriefen deutscher Mannschaften im Internet und stieß auf folgendes Phänomen: Bei den Männerkosenamen war knapp die Hälfte aus dem Familiennamen abgeleitet, bei den Frauenkosenamen lediglich ein Zehntel, der Rest entfiel auf Umwandlungen des Rufnamens oder andere Bildungsweisen. Als Grund hierfür wird genannt, dass Spitznamen auf Basis von Rufnamen weniger distanziert wirken, als jene, die aus Familiennamen abgeleitet sind. Weiters scheinen Mädchen häufiger Kosenamen zu bekommen als Jungen.²⁵⁵

Wenn man Namen und erst recht Spitznamen als die körperhaftesten Sprachzeichen ansieht (wofür die metaphorischen Empfindungen der Betroffenen sprechen) und bedenkt, dass damit auch Männer Männer bezeichnen, könnte der Grund für die Meidung des intimeren und persönlicheren Rufnamens als Spitznamenbasis der sein, dass man Männer nicht „anfassen“ möchte. Zwar wird Verehrung oder Sympathie artikuliert, doch meidet man den Körperkontakt. Anders bei Frauen, deren Körper in unserem Kulturkreis kaum geschützt sind.²⁵⁶

Um Aufschluss über die Sexusmarkierung in Kosenamen zu erhalten, untersuchte Nübling (2014, 2017) 626 Kosenamen, die vom Typus Umbildungen des Rufnamens der so benannten Person waren. Die Kosenamen stammten allesamt von SchülerInnen, ihre bürgerlichen Rufnamen waren ebenfalls angegeben, wodurch sie in Hinblick auf den in ihnen enthaltenen phono-semantic Mittel der Sexusmarkierung analysiert werden konnten. Außerdem verglich sie den Genderindex der bürgerlichen Namen der SchülerInnen mit dem der Spitznamen. Es zeigte sich, dass bei den Kosenamen eine beachtliche Gendernivellierung stattfindet, sich der phonologisch-strukturelle Genderabstand zwischen Ruf- und Spitznamen drastisch verringert. Bei

²⁵² Nübling (2017), S. 102.

²⁵³ Nübling (2014), S. 104.

²⁵⁴ Nübling (2017), S. 101./ Nübling (2014), S. 105.

²⁵⁵ Debus (1988).

²⁵⁶ Nübling (2017), S. 104.

Betrachtung des Genderindex wird das besonders deutlich: Der durchschnittliche Genderindex der Mädchenspitznamen liegt hier bei +1, der der Jungenspitznamen bei -1. Die Differenz beträgt also nur noch 2 Punkte auf dem Genderindex, anstelle der 6,6 Punkte, wie es bei den durchschnittlichen Frauen- und Männernamen der Fall ist. Dies liegt daran, dass bei der Bildung solcher Kosenamen die ursprünglichen Rufnamen gekürzt werden, der stark genderhaltige Auslaut also wegfällt und etwa durch ein eher weiblich wirkendes *-i* suffigiert wird, gleichzeitig der Name durch die Verkürzung leicht vermännlicht. auch sind die meisten Spitznamen initialbetont, was ebenfalls eher maskulin wirkt. Oft sind die Kosenamen aus männlichen und weiblichen Rufnamen auch identisch, wie *Alex* für *Alexandra* oder auch *Alexander* stehen kann, oder *Sigi* für *Sieglinde* oder *Siegfried*. Nübling (2017) meint hierzu: „Was bei den Rufnamen peinlich genau kontrolliert wird – die Geschlechtertrennung –, kann im Alltag bzw. im Privatbereich offensichtlich vernachlässigt werden.“²⁵⁷

²⁵⁷ Nübling (2017), S. 113.

5 Die Namenwahl von Transgender-Personen

Die bisherigen Kapitel haben die enge Verbindung des Namens zur Identität der namentragenden Person beleuchtet: Einerseits beeinflusst unser Name, wie wir von anderen wahrgenommen werden. Dazu gehört die Einschätzung von Attributen wie Intelligenz, Attraktivität, Alter, Herkunft und vor allem des Geschlechts, das in den allermeisten Fällen durch den Vornamen markiert ist. Darüber hinaus haben Namen ebenfalls einen Einfluss auf die Selbstwahrnehmung, nicht zuletzt, da die Selbsteinschätzung zu einem gewissen Teil darauf basiert, welche Reaktionen durch das soziale Umfeld auf die namentragende Person einwirken. Für eine gesunde Entwicklung scheint es nach Erkenntnissen der Psychoonomastik von großer Bedeutung zu sein, sich mit dem eigenen Namen identifizieren zu können, bzw. sich mit dem Bild identifizieren zu können, das der Namen bei anderen Sprachteilnehmern assoziieren lässt.

Im „Normalfall“ geschieht die Namenwahl durch die Eltern eines Neugeborenen. In seltenen Fällen aber wird der Name von der namentragenden Person selbst gewählt, was zum Vorteil hat, dass der selbstgewählte Name auf die eigene Identität abgestimmt werden kann, also eine ideale Identifizierung mit dem Namen (oder auch durch den Namen) möglich ist. Einen solchen Fall stellen Transgender-Personen dar. Sie erhalten nach der Geburt einen Namen, der an das vom Arzt identifizierte biologische Geschlecht angepasst ist. Da dieser Name aber nicht mit der erlebten Geschlechtsidentität übereinstimmt, wird oft ein neuer Name gewählt, mit dem sich die namentragende Person besser identifizieren kann, bzw. dessen markierter Sexus dem Identitätsgeschlecht der jeweiligen Person entspricht.

Die nun folgende Studie soll die Frage beantworten, welche Motive bei der Namenwahl von Transgender-Personen von besonderer Relevanz sind, bzw. welche Motive hier eine geringere Rolle spielen. Der Fokus liegt vor allem auf der Markierung der Geschlechtsidentität durch den selbst gewählten Rufnamen. Wie wichtig ist es Transgender-Personen, einen Rufnamen zu führen, der ihr Identitätsgeschlecht anzeigt? Welche (weiteren) Motive sind bei der Namenwahl von Transgender-Personen von Bedeutung? Wird vermehrt auf phonosemantische Mittel der Sexusmarkierung zurückgegriffen? Wenn ja, welche sind hier besonders produktiv? Werden Spitznamen gebraucht, um binäre Geschlechtskodierung zu umgehen?

Da diese Thematik zurzeit noch unerforscht ist, können keine Ergebnisse zu bisherigen Forschungsstand angeführt werden. Seit 2013 führen Damaris Nübling und Miriam Schmidt-Jüngst

von der Johannes Gutenberg-Universität Mainz das Projekt TransOnym²⁵⁸ durch, das sehr ähnliche Fragestellungen wie die im Folgenden beschriebene Studie behandelt. Bisher wurden aber noch keine Ergebnisse veröffentlicht (Stand Mai 2017).

5.1 Transgender – Begriffsdefinitionen

Jeder Mensch hat eine Geschlechtsidentität, die in den meisten Fällen mit dem biologischen Geschlecht übereinstimmt und aber nicht zuletzt ebenfalls durch das soziale Umfeld geprägt und beeinflusst wird. Welche Eigenschaften als maskulin oder feminin klassifiziert werden, wurde über Generationen hinweg festgelegt - es handelt sich um stereotypische Erwartungshaltungen, mit denen sich Frauen und Männer permanent konfrontiert sehen, da ihr soziales Umfeld auf deren Erfüllung beharrt. Die Wahrnehmung von Männlichkeit und Weiblichkeit ist demnach fest verankert in der Mentalität einer Gesellschaft. Der Begriff *Geschlecht* umfasst im alltäglichen Sprachgebrauch meist nur zwei Kategorien: männlich und weiblich, die durch bestimmte biologische Marker voneinander abgegrenzt werden.

Diese Sichtweise bildet die binäre Geschlechterordnung. Sie grenzt die Vielfalt menschlicher Geschlechtspositionen auf zwei normierte Kategorien ein und blendet die Tatsache aus, dass Geschlecht in der sozialen Interaktion erst gemacht wird und ein historisch veränderbares, soziales, kulturelles und politisches Verhältnis zwischen Menschen ausdrückt.²⁵⁹

Demnach kann es durchaus passieren, dass das Identitätsgeschlecht einer Person so gestaltet ist, dass diese Person die Grenzen der binären Geschlechterordnung überschreitet (sie fühlt sich also nicht dem Geschlecht zugehörig, das ihr bei der Geburt aufgrund körperlicher Merkmale zugewiesen wurde), was entweder einen vollständigen Geschlechtswechsel, oder eine Position zwischen den beiden Geschlechtskategorien zur Folge hat. Als *Transgender-Personen* werden also jene Menschen bezeichnet, deren Geschlechtsidentität nicht mit dem biologischen Geschlecht vereinbar ist, bzw. die Geschlechtergrenzen in zumindest teilweise oder vollständig überschreiten.²⁶⁰ Die Übergänge sind hierbei fließend, weshalb der Begriff *Transgender* eine Vielfalt von Positionierungen in Bezug auf das eigenen Identitätsgeschlecht meinen kann, die in erster Linie eine Frage der Selbstdefinition durch die Betroffenen sind. Einige davon werden nun beschrieben:²⁶¹

- *Transvestiten* (auch *Drag Queens*, *Drag Kings*, *Cross Dresser*, *Travestiekünstler*) treten nur zeitweise im anderen Geschlecht auf, meist durch Tragen der jeweiligen Kleidung

²⁵⁸ www.namenforschung.net/transonym/.

²⁵⁹ Schwarz & Schedlbauer (2013), S. 9-10.

²⁶⁰ Kunert (2013), S. 36.

²⁶¹ vgl. Schwarz & Schedlbauer (2013), S. 11/ Kunert (2013), S. 35-36.

und oft auch als Teil einer künstlerischen Darbietung. Sie können so Persönlichkeitsanteile ausleben, die nicht dem gesellschaftlich vorgegebenen Muster ihrer Geschlechterrolle entsprechen. Im Zuge dieser Arbeit werden Transvestiten aber nicht weiter berücksichtigt werden, da hier der Fokus auf Personen liegt, die sie vollständig mit dem jeweiligen Identitätsgeschlecht identifizieren.

- *Transidente* (auch der Begriff *Transsexuelle* wird hierfür oft gebraucht, wird aber aufgrund der Reduktion auf die Sexualität kritisch betrachtet und somit in weiterer Folge vermieden) leben vollständig in ihrem (vom ursprünglichen biologischen Geschlecht abweichenden) Identitätsgeschlecht und wollen auch von ihrem sozialen Umfeld in ihrer Geschlechtsidentität anerkannt werden. Auch die Begriffe *Trans-Mann* (männliche Geschlechtsidentität) und *Trans-Frau* (weibliche Geschlechtsidentität) werden hierfür gebraucht. Diese Personen unterziehen sich häufig chirurgischen und hormonellen Behandlungen, um ihre körperliche Erscheinung dem Identitätsgeschlecht anzupassen. Auch wählen sie in den allermeisten Fällen Rufnamen, die ihrem Identitätsgeschlecht entsprechen, um nach außen hin eindeutig als Mann, bzw. Frau erkannt zu werden.
- *Non-Binaries* (auch *In-Between*, *Androgyne*, *Gender-Bender*, *Pangender*; bzw. Personen mit der Geschlechtsidentität *non-binary*, *agender*, *genderfluid*, *genderqueer*) lehnen eine eindeutige Kategorisierung zu männlich oder weiblich ab. Sie positionieren sich in ihrer Geschlechtsidentität zwischen den zwei herkömmlichen Geschlechtern. Hier können auch *Intersexuelle* hinzugezählt werden, die biologisch bzw. genetisch gesehen weder eindeutig männlich noch weiblich sind. Auch sie definieren sich häufig als Transgender-Personen jenseits der Kategorien weiblich und männlich.

Viele Transgender-Personen fühlen sich schon von klein auf mit ihrem Identitätsgeschlecht stärker verbunden als mit ihrem davon abweichenden biologischen Geschlecht. Wird dies vom sozialen Umfeld nicht unterstützt, kann es dazu kommen, dass die eigentliche Geschlechtsidentität zugunsten der von außen aufgezwungenen leidvoll verdrängt wird und erst Jahrzehnte später durchbricht. Die erste Phase der Überschreitung der Geschlechtergrenzen wird als *Inting* bezeichnet. Dieser Begriff meint das Bewusstwerden der eigentlichen Geschlechtsidentität und das Erlangen von Klarheit über das eigene Empfinden diesbezüglich. Darauf folgt das *Coming-Out*, ein Prozess in dem Schritt für Schritt das Leben im Identitätsgeschlecht begonnen wird. Es wird gelernt, Verhaltensweisen und Erscheinungsbild an die jeweiligen Geschlechtsstereotypen anzupassen, bis es ab einem gewissen Punkt gar nicht mehr möglich ist, im fremden, abgelegten Geschlecht aufzutreten, da die Geschlechtsidentität vollständig verinnerlicht wurde. Hierbei ist die soziale Anerkennung von besonders großer Bedeutung, wo unter anderem auch

die passende Anrede durch Personalpronomen und den dem Identitätsgeschlecht entsprechenden Rufnamen berücksichtigt werden sollten.²⁶² Vor allem der Rufname als fundamentales Identitätskriterium ist für die vollständige Identifizierung mit dem Identitätsgeschlecht von besonderer Relevanz, nicht zuletzt da auch das Umfeld durch den genderhaltigen Rufnamen dazu verleitet wird, der namentragenden Person ein bestimmtes Geschlecht zuzuweisen. Stimmt das mit dem Rufnamen assoziierte Geschlecht aber nicht mit dem gelebten Geschlecht der jeweiligen Person überein, führt das einerseits beim Gegenüber zu Verwirrung und ist andererseits auf Seiten der Transgender-Person abträglich für die vollständige Identifikation mit dem Identitätsgeschlecht.

Die zentraleuropäische Gesellschaft erwartet, das Geschlecht von Personen eindeutig aus dem Vornamen ablesen zu können. Deshalb ist ein passender Vorname hierzulande die erste Voraussetzung für die soziale Anerkennung im eigenen Geschlecht.²⁶³

Wie bereits in Kapitel 3.2.2 erwähnt, ist es in Österreich seit 2010 möglich, den Rufnamen dem erlebten Geschlecht anzupassen, sofern auch eine Personenstandsänderung erfolgt, was die Mehrzahl der Transgender-Personen auch in Anspruch nimmt. Laut Nübling (2017) empfinden Transgender-Personen ihre genderhaltigen Rufnamen als sprachliches Genital, das offen für alle sichtbar ist, wodurch der Wunsch entsteht, diese Markierung der Geschlechtlichkeit an das eigene Identitätsgeschlecht anzupassen.

5.2 Methode

Um Frage nach den Motiven der Namenwahl sowie nach der Ausprägung der Sexusmarkierung in den selbstgewählten Rufnamen zu beantworten, wurde ein Online-Fragebogen erstellt und mit der Bitte, ihn an in Österreich beheimatete Transgender-Personen weiterzuleiten, auf diverse Internetplattformen verbreitet (unter anderem Facebook, aber auch www.TransX.at, www.community.transgender.at und www.trans-austria.org²⁶⁴). Diese Methode wurde gewählt, um möglichst viele ProbandInnen für die Befragung zu erreichen und so zu gewährleisten, dass die Ergebnisse so repräsentativ wie möglich ausfallen würden. Es wurde nicht als Voraussetzung zur Eignung für den Fragebogen angegeben, dass die jeweilige Person sich bereits einer geschlechtsangleichenden Operation unterzogen haben muss. Ausschlaggebend war nur, dass das Identitätsgeschlecht der ProbandInnen nicht das ist, das bei ihrer Geburt aufgrund

²⁶² vgl. Schwarz & Schedlbauer (2013).

²⁶³ Schwarz & Schedlbauer (2013), S. 25.

²⁶⁴ Ich möchte mich hiermit noch einmal herzlich bei allen bedanken, die meiner Bitte, den Fragebogen zu verbreiten nachgekommen sind.

biologischer Gegebenheiten festgestellt wurde, dass sie als Transgender-Person mit dem jeweiligen Identitätsgeschlecht leben und einen Rufnamen für ihr Leben als Transgender-Person gewählt haben, den sie regelmäßig benutzen und mit dem sie sich auch identifizieren.

Die geschlechtsangleichende Operation wurde deshalb nicht als Kriterium für die Eignung als ProbandIn für diese Studie herangezogen, da es einerseits die ProbandInnenzahl geschmälert hätte, da so Personen, die sich erst am Beginn ihres Lebens als Transgender-Person befinden und (noch) keine Operation durchlaufen haben, oder solche, die sich bewusst gegen einen Eingriff entschieden haben, von der Erhebung ausgeschlossen werden würden. Andererseits spielt es für die Fragestellung keine Rolle, wie die Geschlechtsteile der jeweiligen Personen gestaltet sind, sondern lediglich, welchem Geschlecht sie sich zugehörig fühlen. Auch war es irrelevant, ob der angegebene Rufname offiziell geführt wird, also im Melderegister etc. auch so eingetragen ist, oder ob er nur als eine Art Pseudonym geführt wird, mit dem sich die Person aber so identifiziert, als wäre es ihr bürgerlicher Name.

5.2.1 Der Fragebogen

Dieser Fragebogen²⁶⁵ erhob zu Beginn das Identitätsgeschlecht der ProbandInnen, wobei nicht nur die Auswahlmöglichkeiten *männlich* und *weiblich* zur Verfügung standen, sondern ebenfalls die Kategorie *Intersex* sowie ein Eingabefeld mit der Bezeichnung *sonstiges*. *Intersex* sollte jene Personen bezeichnen, die sich keinem der zwei anerkannten Geschlechter zugehörig fühlen. Diese Personen wurden ebenfalls in die Studie miteinbezogen, da sich hier möglicherweise ebenfalls Besonderheiten in Bezug auf die Sexusmarkierung im selbstgewählten Rufnamen ergeben könnten, insofern, als eben nicht ein bestimmter Sexus auffällig markiert wird, sondern vielmehr sexusambige Rufnamen bevorzugt werden. *Sonstiges* wurde deshalb als offenes Eingabefeld zur Verfügung gestellt, damit Personen, die sich zu keiner dieser Kategorien zugehörig fühlen, ebenfalls den Fragebogen ausfüllen können. Hier fanden sich bei Analyse der Ergebnisse Bezeichnungen für die Geschlechtsidentität wie *nicht-binär*, *non-binary*, *genderqueer*, *pangender*, *trans*, *inter**, *neutral*, *egal*, *genderflux* oder *agender*. Diese Personen wurden für die Analyse mit jenen zu einer Gruppe zusammengefasst, die *intersex* als Identitätsgeschlecht angegeben hatten, da all diese Begriffe Personen bezeichnen, die sich als weder männlich, noch weiblich empfinden. Diese Gruppe wird in weiterer Folge als *non-binary* bezeichnet. Weiters wurde das Alter der ProbandInnen erfasst, sowie wie lange sie schon als

²⁶⁵ siehe Anhang

Transgender-Person leben. Auch wurde erhoben, wie lange der selbst gewählte Rufname schon benutzt wird, um so Aufschluss darüber zu erhalten, wie stabil bzw. verbindlich der einmal gewählte Rufname ist, oder aber ob er öfters gewechselt wurde.

Der selbstgewählte Rufname der ProbandInnen wurde mittels Eingabefeld ermittelt, wobei auch mehrere Namen oder Doppelnamen zulässig waren. Um nun für die phonetische Transkription und weitere Analyse der Merkmale der phonosemantischen Sexusmarkierung eindeutige Daten zu erhalten, wurde ebenfalls gefragt, wie viele Silben der jeweilige Rufname hat, sowie auf welcher Silbe die Hauptbetonung liegt. Besonders letzteres ist für die Analyse von Bedeutung, da Rufnamen wie beispielsweise *Karin* sowohl auf der ersten, als auch auf der zweiten Silbe betont werden können. Auch konnten ungewöhnliche Rufnamen so besser analysiert werden. Zum besseren Verständnis standen jeweils Beispiele als Ausfüllhilfe zur Verfügung (siehe Anhang). Weiters sollten die ProbandInnen angeben, ob sie ihrem Rufnamen einen fremdsprachlichen Klang verleihen, was einerseits ebenfalls die korrekte phonetische Transkription und Analyse der jeweiligen Namen ermöglichte, andererseits auch als mögliche Form der Sexusmarkierung durch exotischen Klang (siehe Kapitel 4) in Betracht kommt. Darüber hinaus wurden die ProbandInnen gefragt, ob sie ihren Rufnamen gerne zu einem Spitznamen abkürzen und, wenn ja, wie dieser lautet.

Um im Speziellen die Motive der Namenwahl der Transgender-Personen zu erfassen, wurden im Fragebogen zehn mögliche Motive zur Namenwahl aufgelistet, bei denen die ProbandInnen jeweils angeben sollten, ob dies ein Hauptgrund, eine Nebengrund oder überhaupt nicht ausschlaggebend für die Wahl ihres Rufnamens war. Sie lauteten: *Er ist eine Umwandlung meines früheren Namen/ Andere haben mich so genannt/ Er passt zu meiner Persönlichkeit/ Er soll mir Glück bringen (nomen est omen)/ Er drückt aus, wie ich von meinen Mitmenschen wahrgenommen werden möchte/ Er ist etwas Besonderes/ Er erinnert mich an eine bestimmte Person/ Er klingt schön/ Er klingt stark/ Ich möchte damit meine Geschlechtszugehörigkeit ausdrücken*. So konnte erfasst werden, inwiefern etwa Euphonik, Nachbenennung oder die Umwandlung des früheren Namens zentrale Motive darstellen, bzw. welche Motive hierbei von geringerer Bedeutung sind. Auch sollten hier die Angaben der Geschlechtsgruppen (weiblich, männlich, non-binary) miteinander verglichen werden, also ob Personen mit weiblicher Geschlechtsidentität eher als welche mit männlicher Geschlechtsidentität einen Rufnamen wählen, der schön klingt, oder ob bei Motiven wie *er klingt stark* geschlechtsspezifische Unterschiede auszumachen sind. Abschließend konnten die ProbandInnen angeben, wie wichtig es ihnen war, den Namen zu wechseln. Mit dieser Frage sollte erhoben werden, welche Relevanz es für Transgender-Personen hat, dass der Rufname dem Identitätsgeschlecht entspricht.

5.2.2 Die Auswertung

Von den über 200 Personen, die den Fragebogen begonnen hatten, wurden nur jene in die Studie aufgenommen, die den Fragebogen zumindest bis zur Angabe des selbstgewählten Rufnamens ausgefüllt hatten (die Rufnamen jener, die die Angabe der Motive für ihre Wahl nicht mehr ausgefüllt hatten, wurden dennoch in die Analyse der Namen miteinbezogen, um hierfür ein größeres Sample zur Verfügung zu haben). Unter diesen mussten ebenfalls solche aussortiert werden, die angaben, TravestiekünstlerInnen zu sein. Dies geschah aus dem Grund, dass es sich bei TravestiekünstlerInnen um Personen handelt, die zur Unterhaltung anderer in die Rolle einer Frau/ eines Mannes schlüpfen, sich dennoch nicht mit diesem Geschlecht vollständig identifizieren, die also nicht tagtäglich als Trans-Mann bzw. Trans-Frau leben, was für diese Erhebung aber von Relevanz wäre. Die Namen der TravestiekünstlerInnen wären vielmehr in die Kategorie Künstlernamen als in die Kategorie Rufname einzuordnen. Auch wurden die Daten von Personen nicht in die Analyse mit einbezogen, die gewisse Unstimmigkeiten aufwiesen, wie ein/e ProbandIn, der/die als Identitätsgeschlecht *männlich*, als neu gewählten Namen aber *Sabrina* (also einen Frauennamen) angab, aber bei der Frage, wie wichtig es gewesen ist, den Namen dem Identitätsgeschlecht anzupassen *sehr wichtig* ausgewählt hatte. Eine Person, die non-binary als Geschlechtsidentität angegeben hatte, trug als Rufname *Miss Piggy* ein. Nach reiflicher Überlegung wurde sie aber in der Stichprobe zur weiteren Analyse belassen, da rein theoretisch nichts dagegenspricht, dass sich eine Person mit dem Namen *Miss Piggy* identifiziert, auch wenn es sich um keinen gebräuchlichen Namen handelt. Auch zeigte sich bei näherer Betrachtung des von dieser/diesem ProbandIn bearbeiteten Fragebogens, dass das Ausfüllen hier (soweit als Außenstehende beurteilbar) gewissenhaft erfolgt war.

Da einige der ProbandInnen Doppelnamen mit Bindestrich (z.B. *Marc-Elias*, *Hermine-Maria*) andere aber mehrere Namen ohne Bindestrich angaben, wurde bei der Betrachtung der Parameter zur phonosemantischen Sexusmarkierung so verfahren, dass die Bindestrichnamen als ein Kopulativname gewertet, die Namen, die von einer Person ohne Bindestrich angegeben wurden, als einzelne Namen betrachtet wurden. Die weitere Analyse auf die einzelnen Namen erfolgte dann separat. Diese Entscheidung wurde so getroffen da hier davon ausgegangen wird, dass die Wahl eines Rufnamens, auch nach denselben Prinzipien erfolgt, wenn es sich um einen Rufnamen als Teil eines mehrteiligen Namens handelt. Auch teilte mir eine ProbandIn mit, dass es bei einigen Transgender-Personen der Fall ist, dass sie mehrere Rufnamen parallel benutzen und deshalb einige der erhobenen mehrteiligen Namen ohne Bindestrich möglicherweise gar keine Doppelnamen sind, sondern vielmehr zwei unabhängig voneinander gebrauchte Rufnamen.

Diese Rufnamen wurden in weiterer Folge phonetisch transkribiert,²⁶⁶ wobei als Vorbild einerseits die Transkriptionslisten von Oelkers (2003) dienten, andererseits ebenfalls das deutsche Aussprachewörterbuch von Krech et al. (2009), da beide meines Erachtens leichte Mängel aufweisen: Oelkers (2003) legt beispielsweise keine Wert auf die Vokalisierung der /r/-Laute, was sich ebenfalls darin zeigt, dass sie in ihrer Analyse der Auslaute Vibranten anführt. Andererseits sind Krech et al. (2009) weniger akkurat in ihrer Transkription englischsprachiger Vornamen, weshalb bei jenen Namen in dieser Arbeit vermehrt in Anlehnung an Oelkers (2003) transkribiert wurden. Bei der Transkription wurde stets auf den in einigen Fällen angegebenen fremdsprachlichen Klang der Rufnamen Rücksicht genommen.²⁶⁷ In manchen Fällen stimmte auch die bei Oelkers (2003) oder Krech et al. (2009) vorgeschlagene Aussprache in Bezug auf Betonungsstruktur oder Aussprache von Vokalen nicht mit den von den ProbandInnen angegebenen Informationen überein (*Denise* war beispielsweise in einem Fragebogen als Dreisilber eingetragen worden). Hier wurde in den allermeisten Fällen die Variante berücksichtigt, die mit den von den ProbandInnen angegebenen Werten übereinstimmte (also [de-'ni-sɛ] anstelle von [de-'ni:s]).

Weitere Abänderungen die Aussprachevorschläge der angegebenen Quellen betreffend wurden getätigt, um die transkribierte Aussprache der österreichischen Standardsprache anzupassen. Dies betrifft unter anderem den Laut [z], der in den, der bundesdeutschen Aussprache folgenden, Quellen, öfters angeführt wurde, in Österreich so (in silbenanlautender Position) aber nicht gebraucht wird. Auch wurde in einigen Fällen – vor allem im Auslaut – [ə] durch [ɛ] ersetzt, um so ebenfalls die österreichische Lautung korrekt wiederzugeben. Die r-Vokalisierung von <-er> bzw. <-or> im Auslaut wurde als [ɐ] bzw. [ɔ̃ɐ] transkribiert, in der Wortmitte am Silbenende als [ɛ̃ɐ]. Rufnamen, die in keiner der Quellen zu finden waren (wie etwa der japanische Rufname *Ren*, ein Rufname der Sprache der Sotho, *Tsepo*, neue Namensschöpfungen wie *Miss Piggy* bzw. *Sandrao* oder die englischen/amerikanischen Rufnamen *Finnley*, *Brain* und *Jermayne*) wurden in Anlehnung an die von den ProbandInnen selbst angegebene Silbenzahl und Betonungsstruktur bzw. fremdsprachiger Artikulation eigenständig transkribiert.

Auf Basis dieser phonetischen Transkription geschah in weiterer Folge die Analyse auf Silbenzahl, Hauptakzent, Kernvokal, Konsonanten-Vokal-Verhältnis und Auslaut. Die so erhaltenen Ergebnisse wurden dann mit den Ergebnissen von Oelkers (2003) und Nübling (2014, 2015,

²⁶⁶ Liste der transkribierten Namen, sowie der ursprünglichen Eingabe durch die ProbandInnen im Anhang.

²⁶⁷ In wenigen Fällen (z.B. *Lucy*) in denen die fremdsprachliche Betonung äußerst naheliegend war, sie aber nicht angegeben wurde, wurde in der Annahme transkribiert, der jeweilige Rufname komme im deutschen Sprachraum in dieser Schreibweise ausschließlich in jener fremdsprachlichen Betonung vor (also ['lusi] und nicht ['luʃi]).

2017) verglichen, um so zu erkennen, ob die phonologischen Mittel zur Sexusmarkierung von Transgender-Personen vermehrt genutzt werden, bzw. ob Transgender-Personen vermehrt solche Rufnamen wählen, die ihr Identitätsgeschlecht durch prototypische Lautstrukturen besonders stark markieren. Leider gibt es keine vergleichbaren Listen der derzeit häufigsten Vornamen in Österreich, auf die als Vergleichsstichprobe zurückgegriffen werden konnte. Somit müssen die Rufnamen der in Österreich lebenden Transgender-Personen mit den Vornamen der deutschen Bevölkerung verglichen werden. Aufgrund fehlender statistischer Erfahrung erfolgte die Auswertung ausschließlich über das Tabellenkalkulationsprogramm Microsoft EXCEL, es wurden also nur prozentuelle Werte erhoben und verglichen, aber nicht auf statistische Signifikanz überprüft.

In Anlehnung an Oelkers (2003) wurden die fallenden Diphthonge [aû, aî, ôy] und die Affrikaten [pf, ts, tʃ, dʒ] in der weiteren Analyse als ein Phon gewertet, steigende Diphthonge mit [i] oder [u] als ersten Bestandteil (z.B. [da:-n̥iel], [ma-'n̥ue-la:]) als zwei.²⁶⁸ Der in vielen der englischstämmigen Rufnamen enthaltene [eⁱ] wird ebenfalls als ein Laut gewertet sowie die durch die r-Vokalisierung entstandenen [ɛ̃ɐ̯] und [ɔ̃ɐ̯], die hier als fallende Diphthonge betrachtet werden. Dies wurde vor allem deshalb so berücksichtigt, um die Vergleichbarkeit mit den von Oelkers (2003) ermittelten Werten zu gewährleisten. Auch wurde der Genderindex von jedem der Rufnamen ermittelt und mit den Durchschnittswerten von Nübling (2014, 2015, 2017) verglichen. Bei der Bestimmung des Genderindexes mussten die Angaben von Nübling (2014, 2015, 2017) insofern adaptiert werden, als der Auslaut auf [ə], der in der österreichischen Standardaussprache so nicht existiert, durch das Äquivalent [ɛ] ersetzt wurde. Dem Auslaut auf [ɛ] wird also ein Teilwert von +3 zugewiesen.

Die Angaben zu den Motiven der Namenwahl wurden ausgezählt und die prozentuellen Werte der gesamten Stichprobe erhoben. Weiters wurden die Gruppen männlich, weiblich und non-binary miteinander verglichen, um so Aufschluss über mögliche Unterschiede zwischen den einzelnen Gruppen zu erhalten.

5.2.3 Die ProbandInnen

Die Stichprobe, die zur weiteren Analyse herangezogen wurde, umfasste 187 Personen, davon 91 mit Identitätsgeschlecht weiblich, 74 mit Identitätsgeschlecht männlich und 22 der Kategorie

²⁶⁸ vgl. Oelkers (2003), S. 140-141.

non-binary. Durch die Nennung mehrerer Rufnamen durch einige ProbandInnen entstand für die Analyse der phonosemantischen Sexusmarkierung ein Datensatz von 23 Rufnamen der non-binary-Gruppe, 89 Rufnamen der männlichen, sowie 98 Rufnamen der weiblichen Transgender-Personen (gesamt 210).

Die größte Gruppe der ProbandInnen entfällt mit 50% auf ein Alter unter 30. Weitere 40% geben ein Alter zwischen 30 und 55 an und nur 10% sind über 55. Interessanterweise gestaltet sich die Zusammensetzung der Altersgruppen bei den weiblichen und männlichen Transgender-Personen äußerst unterschiedlich (vgl. Abb. 2). Bei den Trans-Männern (TGm) sind 77% unter 30, es handelt sich hierbei also um eine eher junge Stichprobe. 22% sind hier zwischen 30 und 55 und nur 1% über 55. Bei den Trans-Frauen (TGw) hingegen sind nur 29% unter 30 Jahre alt. Der größte Anteil entfällt in dieser Stichprobe mit 58% auf die 30-55-Jährigen, die kleinste Gruppe bilden auch hier die über 55-Jährigen (13%). In der non-binary-Gruppe sind die Personen mit einem Alter unter 30 ebenfalls am häufigsten vertreten, sie liegen mit 46% aber nur knapp vor jenen zwischen 30 und 55, die auf einen Anteil von 45% kommen. Mit 9% sind die über-55-Jährigen auch hier die kleinste Altersgruppe.

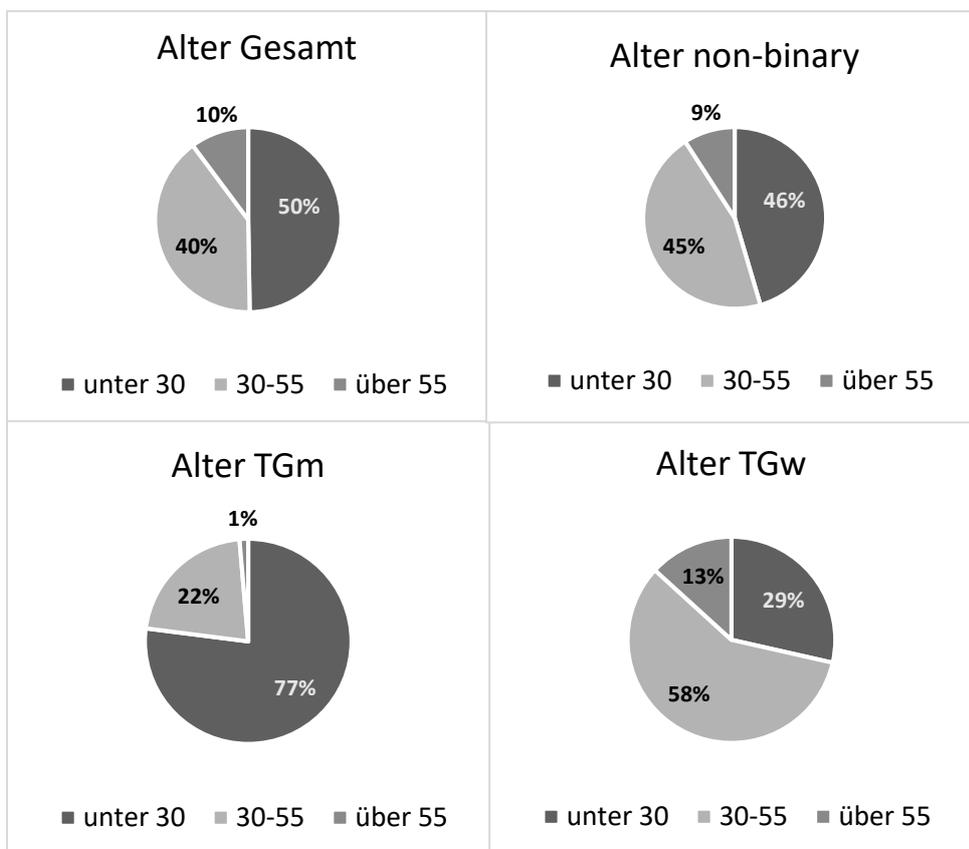


Abbildung 2: Alter der ProbandInnen

Als Transgender-Personen leben die ProbandInnen im Schnitt seit 7,6 Jahren, wobei dies in der non-binary-Gruppe mit durchschnittlich 9,2 Jahren am längsten und bei den Trans-Männern

mit 4,9 Jahren am kürzesten ist, was wahrscheinlich auf das geringe Alter der Personen in dieser Gruppe zurückzuführen ist. Die Trans-Frauen liegen mit durchschnittlich 7,6 Jahren Leben als Transgender-Person im Mittelfeld. Die angegebene Zeit, die die ProbandInnen bisher als Transgender-Personen leben wurde zur besseren Übersichtlichkeit in Gruppen mit jeweils 5 Jahren Abstand eingeteilt. So zeigt sich, dass mit 66% der größte Anteil der ProbandInnen seit weniger als 5 Jahren ein Leben jenseits des bei der Geburt zugeordneten Geschlechtes lebt. Bei 14% sind es 5-10 Jahre, bei 5% 10-15 Jahre. Die restlichen 14% entfallen mit jeweils recht geringen Anteilen auf die Gruppen zwischen 15 und 50 Jahren Leben als Transgender-Person.

Jahre als TG	Prozentsatz (Anzahl)	Jahre als TG	Prozentsatz (Anzahl)
<5	66,3% (124)	<25	3,2% (6)
<10	14,4% (27)	<30	5,3% (10)
<15	4,8% (9)	<40	1,6% (3)
<20	3,2% (6)	<50	1,1% (2)

Tabelle 8: Anzahl der Jahre, die ProbandInnen als TG leben

5.3 Ergebnisse

Die nun präsentierten Daten stellen die Ergebnisse der eben beschriebenen Studie dar. Zu Beginn werden die einzelnen Mittel phonosemantischer Sexusmarkierung in den Rufnamen der Transgender-Personen mit den Werten von Oelkers (2003) und Nübling (2014, 2015, 2017) verglichen, die hier als Kontrollwerte dienen, wobei ebenfalls der deutsche Genderindex berücksichtigt werden wird. Darauf folgt die Betrachtung der Spitznamen der Transgender-Personen sowie die Häufung der Rufnamen mit „fremdsprachigem Klang“ und der Kopulativnamen in den einzelnen Gruppen. Den erhobenen Rufnamen der non-binary-Gruppe wird ein eigenes Unterkapitel gewidmet, da sich hier Besonderheiten zeigen, die in der bloßen Erfassung der Durchschnittswerte der phonosemantischen Merkmale nicht deutlich werden. Abschließend werden die Motive der Namenwahl der Transgender-Personen beleuchtet, wie sie im Fragebogen erhoben wurden.

5.3.1 Die Namenlänge

Die Länge eines Rufnamens ist insofern von Relevanz für die Sexusmarkierung, als Einsilber als maskulin wahrgenommen werden und Mehrsilber als feminin. Generell gilt: je mehr Silbe, desto weiblicher. Folgt man nun der Hypothese, dass Transgender-Personen ihr Identitätsgeschlecht durch ihren selbstgewählten Rufnamen eindeutig markieren wollen, müssten sich bei den männlichen Transgender-Personen im Vergleich zu den Kontrollwerten der häufig in Deutschland gewählten Vornamen vermehrt einsilbige und bei den weiblichen Transgender-Personen vermehrt mehrsilbige Rufnamen finden.

Die Analyse ergab folgendes Bild: Bei den männlichen Transgender-Personen sind die zweisilbigen Rufnamen mit 62% am weitaus häufigsten vertreten. An zweiter Stelle liegen die Einsilber mit einem Anteil von 18%, gefolgt von den Dreisilbern mit einem Anteil von 15%. Weniger vertreten sind bei den männlichen Transgender-Personen Rufnamen mit vier oder mehr Silben. 6% der Rufnamen entfallen auf diese Kategorie, wobei hier vor allem die Bindestrichnamen zu finden sind. Auch in der Gruppe der weiblichen Transgender-Personen dominierten die zweisilbigen Rufnamen, mit 53% allerdings nicht so sehr wie in der Gruppe der männlichen Transgender-Personen. An zweiter Stelle liegen hier mit 34% die Dreisilber, sie sind in der Gruppe der Personen mit weiblicher Geschlechtsidentität also mehr als doppelt so häufig, wie in der Gruppe mit männlicher Geschlechtsidentität. Vier- oder mehrsilbige Rufnamen wählten über 13% der weiblichen Transgender-Personen, wobei auch hier hauptsächlich die Bindestrichnamen vertreten sind. Einsilbige Rufnamen sind unter den 98 Rufnamen der Tans-Frauen überhaupt nicht vertreten. Unter den ProbandInnen der non-binary-Gruppe sind ebenfalls die Zweisilber mit 52% die häufigsten, gefolgt von den einsilbigen und dreisilbigen Rufnamen mit jeweils 22%. Somit ergibt sich der höchste Anteil an einsilbigen Rufnamen für diese Gruppe. Vier Silben haben 4% der Rufnamen der non-binary-Gruppe. Im Durchschnitt ergibt das einen Wert von 2,09 Silben bei den männlichen Transgender-Personen, 2,69 Silben bei den weiblichen und ebenfalls 2,09 Silben in der non-binary-Gruppe.

Silbenzahl	männlich (89)	weiblich (98)	non-binary (23)
1	17,98% (16)	0,00% (0)	21,74% (5)
2	61,80% (55)	53,06% (52)	52,17% (12)
3	14,61% (13)	33,67% (33)	21,74% (5)
4 od. mehr	5,62% (5)	13,27% (13)	4,35% (1)
Durchschnitt	2,09 Silben	2,69 Silben	2,09 Silben

Tabelle 9: Rufnamen der Transgender-Personen – Silbenzahl

Im Vergleich zu den Ergebnissen von Oelkers (2003) und Nübling (2014, 2015, 2017) (vgl. Kapitel 4) zeigt sich folgendes: Die durchschnittliche Silbenzahl der Männernamen, die bei Oelkers (2003) 2,05 Silben beträgt, ist in der Gruppe der Trans-Männer leicht höher. Die der Rufnamen der Trans-Frauen ist mit 2,69 ebenfalls etwas höher als bei Oelkers, wo sie 2,61 Silben beträgt. Ähnlich sind die Ergebnisse im Vergleich zur durchschnittlichen Silbenzahl bei Nübling (2014, 2015, 2017). Auch hier sind die Männernamen mit einer durchschnittlichen Länge von 1,92 Silben etwas kürzer als die der männlichen Transgender-Personen, wie die Frauennamen, die mit durchschnittlich 2,54 Silben bei Nübling (2017) ebenfalls kürzer sind als die Rufnamen der weiblichen Transgender-Personen.

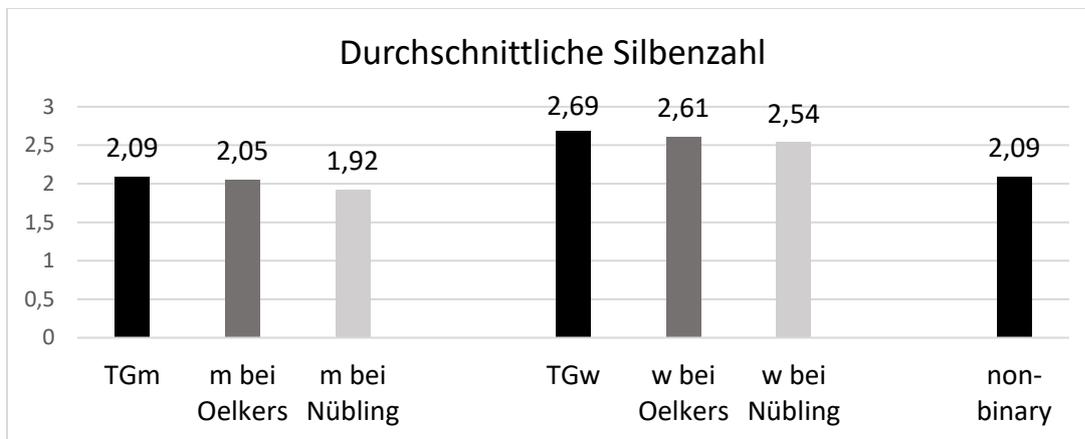


Abbildung 3: Durchschnittliche Silbenzahl im Vergleich

Die Analyse der Silbenzahl ergab weiters, dass die einsilbigen Männernamen bei Oelkers (2003) mit 16% einen kleineren Anteil ausmachen als bei den Trans-Männern, bei denen es 18% sind. Die Zweisilber (65%) und die Dreisilber (17%) sind hingegen bei Oelkers (2003) etwas häufiger, als in der Gruppe der männlichen Transgender-Personen (hier sind es 62% und 15%). Die vier- oder mehrsilbigen Männernamen sind bei Oelkers (2003) mit knapp 2% im Vergleich zu den Trans-Männern, wo es knapp 6% sind, seltener vertreten. Auch bei den Frauennamen zeigen sich Unterschiede: Bei Oelkers (2003) sind 2% der Frauennamen einsilbig, bei den Trans-Frauen kein einziger. Die Zweisilber, die bei den von Oelkers (2003) ermittelten Frauennamen 46% ausmachen, sind bei den weiblichen Transgender-Personen mit 53% deutlich häufiger. Dafür treten aber die dreisilbigen Frauenrufnamen bei Oelkers (2003) mit 42% deutlich öfter auf als bei den Trans-Frauen – hier sind es nur 34%. Die vier- oder mehrsilbigen Rufnamen machen hier wiederum mit über 13% einen größeren Anteil aus, als bei Oelkers (2003), wo in der Stichprobe der Frauenrufnamen 10% in die längste Kategorie einzuordnen sind.

Eindeutige Unterschiede der Namen der Transgender-Personen zu denen der Kontrollgruppen ergeben sich in der durchschnittlichen Silbenzahl keine. Dennoch zeigt sich die Tendenz, dass sowohl die Rufnamen der Trans-Frauen, als auch die der Trans-Männer etwas länger sind als die im derzeitigen Nameninventar. Besonders bei den Rufnamen der weiblichen Transgender-Personen zeigt sich dieses Bild. Betrachtet man die Anteile der einsilbigen Rufnamen, erweist sich die phonosemantische Markierung von Maskulinität durch Einsilbigkeit durchaus als relevant: Bei den Trans-Frauen scheint in der Stichprobe kein einziger einsilbiger Rufname auf, was bei Oelkers (2003) schon der Fall ist. Auch wählen die Trans-Männer vermehrt einsilbige Rufnamen, während solche mit zwei oder drei Silben seltener gewählt werden, als in den Vergleichsgruppen. Durch die vielen Doppelnamen, die zum Teil mehr als vier Silben zählen, ist die Zahl der über-viersilbigen Rufnamen in beiden Transgender-Datensätzen im Vergleich zu den Werten von Oelkers (2003) erhöht.

5.3.2 Der Hauptakzent

Wie bereits erwähnt, spielt auch die Lage des Hauptakzentes eine wesentliche Rolle bei der Sexusmarkierung in Rufnamen. Da im Deutschen die Initialbetonung als unmarkiert gilt, sind Namen mit einem davon abweichenden Betonungsmuster exotisch konnotiert, was wiederum mit Femininität verbunden wird. Nach der Hypothese, Transgender-Personen markieren ihr Identitätsgeschlecht durch die Wahl eines besonders genderhaltigen Rufnamens, sollten also in der Gruppe der männlichen Transgender-Personen mehr erstsilbenbetonte Rufnamen zu finden sein als in den Stichproben von Oelkers (2003) und Nübling (2014, 2015, 2017), die hier als Vergleichsgruppe fungieren, während die Rufnamen der Trans-Frauen im Vergleich zu den Kontrollwerten vermehrt die Betonung auf einer späteren Silbe tragen müssten.

Die Auswertung der Betonungsstruktur der Rufnamen der Transgender-Personen ergab folgendes: Von den männlichen ProbandInnen tragen 91% einen initialbetonten Rufnamen. Von den übrigen 9% entfallen 7% auf Rufnamen mit Hauptakzent auf der dritten Silbe (die Hälfte davon sind Doppelnamen) und 2% auf solche, die Zweitsilbenbetont sind. Rufnamen mit Hauptakzent auf der vierten Silbe oder später kommen in der Gruppe der Trans-Männer nicht vor. Bei den weiblichen Transgender-Personen ist dagegen nur die Hälfte der Rufnamen erstsilbenbetont. Weitere 34% entfallen auf Rufnamen mit Betonung auf der zweiten Silbe. Die dritte Silbe trägt bei 9% der Rufnamen der Trans-Frauen den Hauptakzent und die vierte oder eine spätere bei 7%. In der non-binary-Gruppe waren die initialbetonte Rufnamen mit 74% ebenfalls am häufigsten. An zweiter Stelle liegen hier die Rufnamen mit Hauptakzent auf der zweiten Silbe

(22%) und an dritter und letzter Stelle (Rufnamen mit Hauptakzent auf der vierten Silbe oder später kommen hier, wie bei den männlichen Transgender-Personen ebenfalls nicht vor) stehen mit 4% die Rufnamen, deren dritte Silbe den Hauptakzent trägt.

Hauptakzent auf	männlich (89)	weiblich (98)	non-binary (23)
1. Silbe	91,01% (81)	50,00% (49)	73,91% (17)
2. Silbe	2,25% (2)	33,67% (33)	21,74% (5)
3. Silbe	6,74% (6)	9,18% (9)	4,35% (1)
4. Silbe od. später	0,00% (0)	7,14% (7)	0,00% (0)

Tabelle 10: Transgender-Personen - Lage des Hauptakzentes

Vergleicht man diese Ergebnisse nun wieder mit denen von Oelkers (2003) zeigen sich deutliche Unterschiede: Hier sind nur 85% der Männernamen initialbetont, was eine Differenz von 6% ergibt. Dementsprechend sind die Rufnamen mit Hauptakzent auf der zweiten Silbe bei Oelkers (2003) mit 13% deutlich höher – die Differenz zu den Rufnamen der Trans-Männer ergibt hier sogar 11%. Deutlich höher im Vergleich zu Oelkers (2003) ist in der Gruppe der männlichen Transgender-Personen aber der Anteil der Rufnamen, bei denen der Hauptakzent auf der dritten Silbe liegt: Während es bei Oelkers (2003) nur 2% sind, entfallen hier knapp 7% auf diese Kategorie. Die Rufnamen der Transgender-Personen mit weiblicher Geschlechtsidentität sind mit 50% nur geringfügig häufiger erstsilbenbetont als die Frauennamen bei Oelkers (2003), bei denen es 49% sind. Deutlich häufiger als in der Gruppe der Trans-Frauen (34%) sind bei Oelkers (2003) Rufnamen mit Hauptakzent auf der zweiten Silbe (42%). Im Gegensatz dazu sind Rufnamen, bei denen der Hauptakzent auf der dritten Silbe befindet in der Gruppe der Trans-Frauen (9%) geringfügig häufiger (bei Oelkers (2003) 8%), diejenigen mit Hauptakzent auf der vierten Silbe oder später sogar weitaus häufiger: 7% sind es bei den weiblichen Transgender-Personen, nur knapp 1% bei den Frauennamen nach Oelkers (2003).

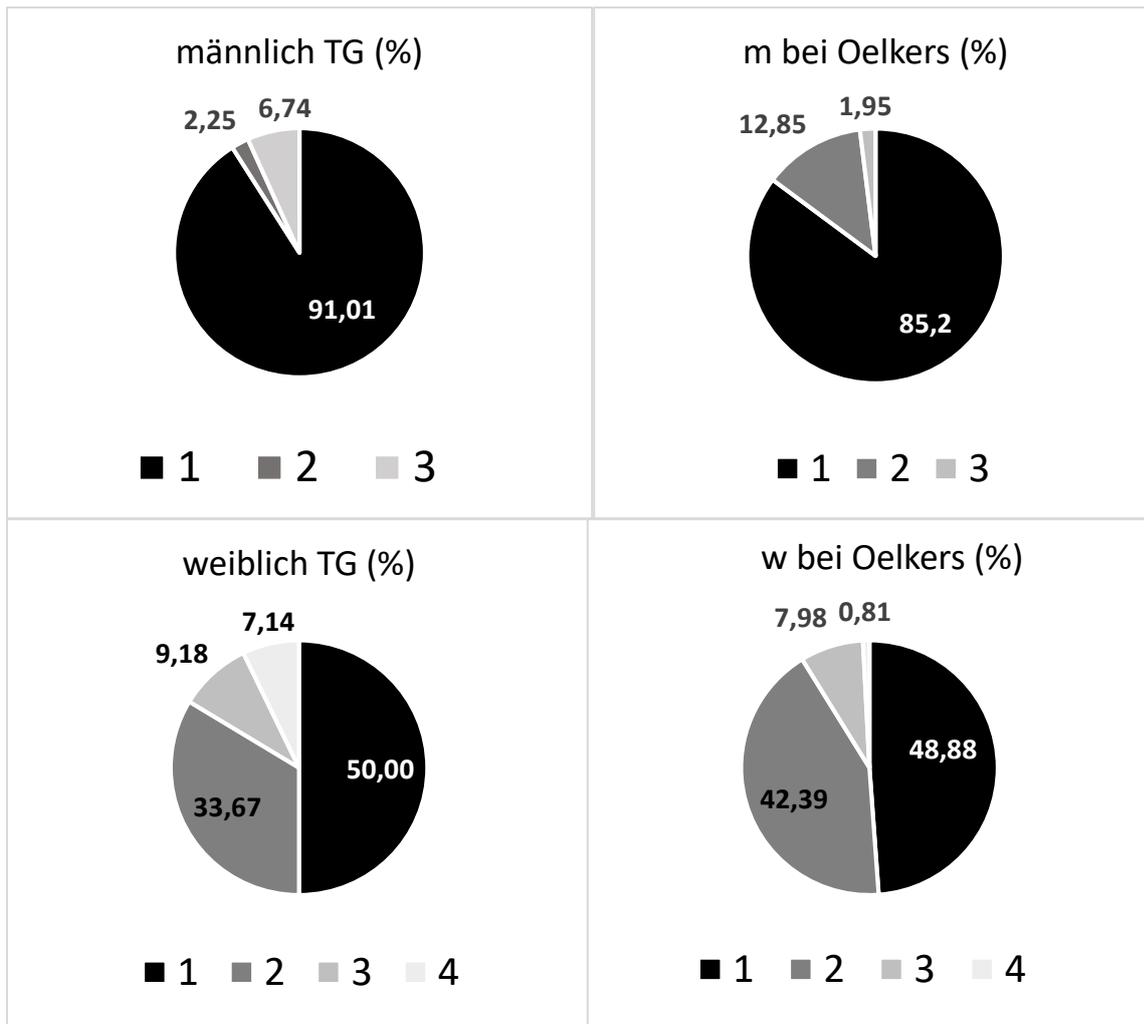


Abbildung 4: Lage des Hauptakzentes im Vergleich

Nübling (2014, 2015, 2017) gibt für die analysierten häufigsten derzeit vergebenen 100 Männer- und 100 Frauenrufnamen nur den Anteil der erstsilbenbetonten an. Diese Werte unterscheiden sich, wie bereits erwähnt von denen, die Oelkers (2003) erhob. Im Vergleich zu den Werten nach Nübling (2014, 2015, 2017) zeigen sich bei den Rufnamen der Transgender-Gruppen folgendermaßen: Die Rufnamen der Trans-Männer sind ebenfalls häufiger erstsilbenbetont, aber nur geringfügig (90% bei Nübling, 91% bei den ProbandInnen der hier beschriebenen Erhebung). Bei den weiblichen Transgender-Personen aber zeigt sich ein deutlicher Unterschied: Bei Nübling (2014, 2015, 2017) sind 67% aller Frauenrufnamen erstsilbenbetont, also 17% mehr als bei den Trans-Frauen.

Je nach dem, ob nun die Ergebnisse von Oelkers (2003) oder Nübling (2014, 2015, 2017) als Vergleichswerte heranzieht, zeigt sich mehr oder weniger deutlich die vermehrte Markierung des Identitätsgeschlechts der Transgender-Personen durch die Länge des Hauptakzentes in den gewählten Rufnamen: Bei den Rufnamen der Trans-Frauen liegt der Hauptakzent eher weiter

hinten, vor allem die Betonung auf der dritten Silbe oder später ist hier deutlich häufiger als in den Vergleichswerten. Im Vergleich zu Nübling (2014, 2015, 2017) sind die erstsilbenbetonten Rufnamen bei den weiblichen Transgender-Personen auch deutlich seltener. Bei den Männernamen hingegen zeigte sich ein sehr großer Anteil an Rufnamen mit Initialbetonung, der gegenüber den Werten von Oelkers (2003) und Nübling (2014, 2015, 2017) mehr oder weniger deutlich höher war, wobei hier die Vergleichswerte von Oelkers (2003) eher geeignet sind, da sich hier der Korpus Vornamen zusammensetzt, die in den 1990ern beliebt waren, während im Korpus von Nübling (2014, 2015, 2017) Vornamen enthalten sind, die in den letzten 90 Jahren gewählt wurden. Dies spricht alles dafür, dass die ProbandInnen dieser Studie die Lage des Hauptakzentes in ihrem Rufnamen durchaus als Marker für ihr Identitätsgeschlecht benutzen.

5.3.3 Konsonanten- und Vokalanteil

Vokale werden in der Phonosemantik mit Wohlklang, Sanftheit und dementsprechend ebenfalls mit Femininität verbunden. Plosive werden hingegen mit Härte, Stärke und Maskulinität assoziiert. Da dieses Phänomen auch in der Sexusmarkierung in Rufnamen produktiv ist, also Männervornamen tendenziell einen höheren Konsonantenanteil haben und Frauenvornamen vergleichsweise dazu eher dazu neigen, gleich viele oder mehr Vokale zu beinhalten, ist zu erwarten, dass Transgender-Personen, sofern sie ihren Rufnamen dazu nutzen, ihr Identitätsgeschlecht deutlich zu machen, zu solchen Vornamen tendieren, die diesem Muster der gendertypischen Konsonanten- und Vokalverteilung folgen.

Wie erwartet ist der Anteil der Männernamen mit mehr Konsonanten als Vokalen ($K > V$) aus der Gruppe der männlichen Transgender-Personen weitaus am größten. 65% entfallen hier auf dieses Verteilungsmuster. In 28% der Rufnamen der Trans-Männer sind die Vokale und Konsonanten ausgeglichen ($K = V$) wohingegen nur knapp 7% dem eher feminin konnotierten Strukturtyp mit anteilig mehr Vokalen als Konsonanten ($K < V$) folgen. In der Gruppe der weiblichen Transgender-Personen hingegen sind in 53% der Rufnamen gleich viele Konsonanten wie Vokale vorhanden. $K = V$ macht hier also den größten Anteil aus. An zweiter Stelle liegen bei den Rufnamen der Trans-Frauen mit 32% jene mit anteilig mehr Konsonanten als Vokalen. In dieser Stichprobe ebenfalls am seltensten zu finden sind die Rufnamen, die im Vergleich zu den Vokalen weniger Konsonanten beinhalten. Dieser Strukturtyp macht in der Gruppe der weiblichen ProbandInnen 15% aus. Die Werte der non-binary-Stichprobe liegen mit 52% $K > V$, 39% $K = V$ und 9% $K < V$ zwischen denen der Transgender-Personen mit weiblicher, bzw. männlicher Geschlechtsidentität.

K/V-Verhältnis	männlich (89)	weiblich (98)	non-binary (23)
K>V	65,17% (58)	31,63% (31)	52,17% (12)
K=V	28,09% (25)	53,06% (52)	39,13% (9)
K<V	6,74% (6)	15,31% (15)	8,70% (2)

Tabelle 11: Transgender-Personen - K/V-Verhältnis

Diese Werte wurden wiederum mit den Ergebnissen von Oelkers (2003) und Nübling (2014, 2015, 2017) verglichen. Wie bereits in Kapitel 4.2.4 erwähnt, liegen bei den Männerrufnamen die Ergebnisse der beiden Studien aber weit auseinander: Bei Oelkers (2003) ist der Anteil der Männerrufnamen mit höherer Konsonanten- als Vokalzahl mit 72% deutlich höher als bei Nübling (2014, 2015, 2017), wo es nur 57% sind. Dementsprechend sind auch die Rufnamen der Kategorie K=V und K<V bei Oelkers (2003) anteilig weniger als bei Nübling (2014, 2015, 2017). Diese Differenz ist höchstwahrscheinlich auf den Umstand zurückzuführen, dass Oelkers (2003) die r-Vokalisierung nicht berücksichtigte, was vor allem bei den Männernamen, bei denen (besonders im Auslaut) öfters <-er> oder <-or> zu finden ist. Für die Analyse der Rufnamen der Transgender-Personen wurde die r-Vokalisierung durchaus in der Transkription berücksichtigt, weshalb, vor allem bei den Männernamen, der Vergleich zu den Ergebnissen von Nübling (2014, 2015, 2017) wahrscheinlich aussagekräftiger ist.

Hier zeigt sich bei den Rufnamen der Trans-Männer ein größerer Anteil an Namen mit mehr Konsonanten als Vokalen: Sie machen bei Nübling (2015, 2017) 57% aller betrachteter Männervornamen aus, bei den männlichen Transgender-Personen sind es mit 65% deutlich mehr (bei Oelkers (2003) wären es ohne Berücksichtigung der r-Vokalisierung 72%). Rufnamen mit anteilig mehr Vokalen als Konsonanten sind hingegen bei Nübling (2014, 2015, 2017) mit 10% aller Männervornamen häufiger als in der Gruppe der Trans-Männer, wo es nur knapp 7% sind (bei Oelkers (2003) 5%). Bei Betrachtung der Frauennamen zeigt sich ein anderes Bild: Hier sind die Rufnamen der Kategorie K>V bei Nübling (2014, 2015, 2017) mit rund 38% deutlich häufiger als in der Gruppe der weiblichen Transgender-Personen, wo deren Anteil nur 32% ausmacht. Doch auch die Rufnamen mit weniger Konsonanten als Vokalen sind in den Vergleichswerten nach Nübling (2014, 2015, 2017) häufiger (22%) als bei den weiblichen ProbandInnen der Transgender-Stichprobe (15%). Dafür sind bei den Rufnamen der Trans-Frauen anteilig deutlich mehr des Strukturtyps K=V vertreten – hier sind es mit 53% über die Hälfte der Stichprobe, bei Nübling (2014, 2015, 2017) dahingegen nur 40,5%. (Die Werte von Oelkers (2003) unterscheiden sich mit K>V 35%, K=V 44% und K<V 22% bei den Frauenvornamen nicht allzu sehr von denen bei Nübling (2014, 2015, 2017) und zeigen somit im Vergleich zu den Namen der weiblichen Transgender-Personen ähnliche Ergebnisse.)

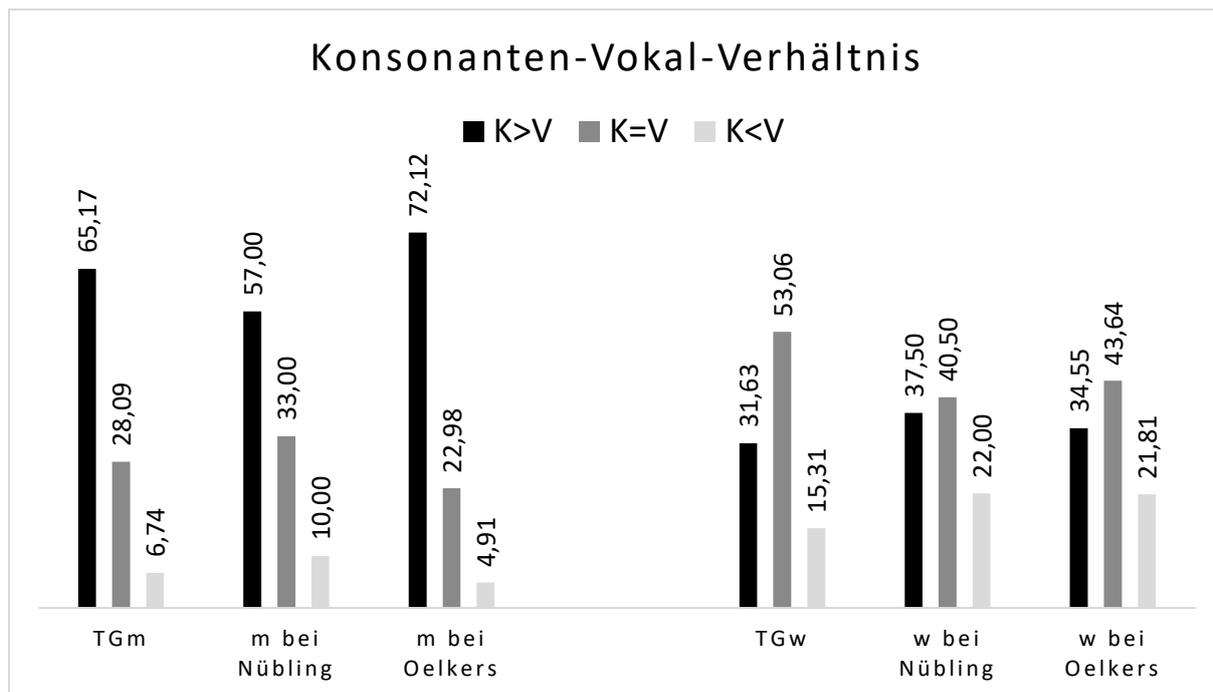


Abbildung 5: K/V-Verhältnis im Vergleich

Somit lässt sich hier durchaus eine gewisse Tendenz unter den weiblichen und männlichen Transgender-Personen feststellen, bei der Wahl ihres Rufnamens vermehrt auf solche zurückzugreifen, die in ihrem Konsonanten- und Vokalanteil das Identitätsgeschlecht der NamensgeberInnen widerspiegeln: Rufnamen mit anteilig mehr Konsonanten als Vokalen, die sich also phonosemantisch mit dem maskulinen Geschlechtsstereotyp vereinbaren lassen, werden von männlichen Transgender-Personen häufiger gewählt, als sie im männlichen derzeit gebrauchten Nameninventar vorkommen, von weiblichen Transgender-Personen hingegen seltener als in der weiblichen Kontrollgruppe. Die Namen mit höherem Vokal- als Konsonantenanteil werden von Trans-Männern seltener gewählt als in der Vergleichsgruppe von Nübling (2014, 2015, 2017). Auch die Rufnamen der Trans-Frauen mit $K < V$ sind anteilig seltener vorhanden als bei den allgemein gängigen Frauenrufnamen. Dies gleicht sich aber mit einem stark erhöhten Anteil an Rufnamen mit ausgewogener Konsonanten-Vokal-Verteilung aus, ein Strukturtyp, der ebenfalls vermehrt mit Harmonie, Wohlklang und dementsprechend Femininität verbunden wird.

5.3.4 Der Kernvokal

Die Qualität des Kernvokales eines Rufnamens ist für die Sexusmarkierung insofern von Bedeutung, als dieser Laut als zentraler Teil der betonten Silbe, nicht nur den Silbenkern darstellt, sondern ebenfalls den Hauptakzent des gesamten Rufnamens trägt. Dementsprechend besitzt

ein Laut in dieser Strukturposition eine gewisse Präsenz, die ihn zu einem effektiven potenziellen Marker für Femininität bzw. Maskulinität macht. Ein heller Kernvokal (i, ɪ, e, eⁱ, ε) suggeriert durch seine phonosemantischen Eigenschaften etwas Kleines, möglicherweise Schwaches mit hoher oder schriller Stimme, alles Attribute, die vermehrt auf den weiblichen Geschlechtsstereotyp zutreffen. Im Gegensatz dazu kann ein dunkler Kernvokal (o, ɔ, ɔ̂y, a, âi, âu, u) Größe, Stärke und eine tiefe Stimme, also Maskulinität symbolisieren. Trifft die Hypothese zu, dass Transgender-Personen bei der Wahl ihres Rufnamens vermehrt phonematische Mittel zur Sexusmarkierung nutzen und hierbei ebenfalls die Qualität des Kernvokals von Relevanz ist, müssten in den Rufnamen der Trans-Frauen vermehrt solche mit hellem Kernvokal auftreten als in den Vergleichswerten von Oelkers (2003) bzw. in den Rufnamen der Trans-Männer vermehrt solche mit dunklem Kernvokal (von Nübling (2014, 2015, 2017) gibt es hierzu keine Vergleichswerte).

Bei den Rufnamen der männlichen ProbandInnen ist der Kernvokal zu 55% dunkel und zu 45% hell. Der häufigste dunkle Kernvokal ist hier [a] (25%), gefolgt von [o] und [ɔ], die gemeinsam mit 22,5% fast ebenso oft vorkommen. Bei den hellen Kernvokalen treten die e-Laute ([e, eⁱ, ε]) etwa gleich häufig auf wie [a], die i-Laute ([i, ɪ]) sind mit ungefähr 20% etwas seltener vertreten. Betrachtet man nun die Rufnamen der weiblichen Transgender-Personen, ergibt sich ein Anteil von 41%, der auf die dunklen Kernvokale entfällt und ein Anteil von 59%, für die hellen. Hier sind bei den dunklen Kernvokalen die allermeisten [a] (30%). O-Laute kommen insgesamt nur fünf als Kernvokal vor. Von den hellen Kernvokalen sind deutlich mehr i-Laute (38%) als e-Laute (21%). Dieser Umstand zeigt, dass hier der Größe-Laut-Symbolismus nach den Abstufungen von Newman (1933) (i, e, ε, ä, a/u, o/ɔ von klein zu groß) durchaus Berücksichtigung in der Sexusmarkierung findet. Die Kernvokale der non-Binary-Gruppe sind mit 39% hell und 61% dunkel ähnlich verteilt wie in der Gruppe der ProbandInnen mit weiblicher Geschlechtsidentität. Die einzelnen Lautgruppen sind innerhalb der hellen und dunklen Vokale aber relativ gleichmäßig verteilt (siehe Tab. 12).

Kernvokal	männlich (89)	weiblich (98)	non-binary (23)
[a]	24,72% (22)	29,59% (29)	17,39% (4)
[ä]	1,12% (1)	2,04% (2)	0,00% (0)
[ai]	3,37% (3)	3,06% (3)	0,00% (0)
[o]	10,11% (9)	1,02% (1)	13,04% (3)
[ɔ/ɔʳ]	12,36% (11)	4,08% (4)	0,00% (0)
[u]	3,37% (3)	1,02% (1)	8,70% (2)
dunkel gesamt	55,06% (49)	40,82% (40)	39,13% (9)
[e/eʲ]	17,98% (16)	11,22% (11)	13,04% (3)
[ɛ]	6,74% (6)	10,20% (10)	21,74% (5)
[i]	8,99% (8)	32,65% (32)	8,70% (2)
[ɪ]	11,24% (10)	5,10% (5)	17,39% (4)
hell gesamt	44,94% (40)	59,18% (58)	60,87% (14)

Tabelle 12: Transgender-Gruppe - Kernvokal

Im direkten Vergleich zu den gängigen Rufnamen in Deutschland zeigen sich hier aber kaum Unterschiede. Bei den Männernamen sind es bei Oelkers (2003) fast wie bei den Rufnamen der Trans-Männer 44%, die einen hellen und 55%, die einen dunklen Kernvokal aufzuweisen haben (mittlere Vokale, die bei Oelkers (2003) ca. 1% ausmachen kommen in der ganzen Transgender-Stichprobe nicht vor). Die Rufnamen der Trans-Frauen beinhalten mit 59% sogar etwas seltener einen hellen Kernvokal als die von Oelkers (2003) analysierten Frauennamen, wo es 62% sind.

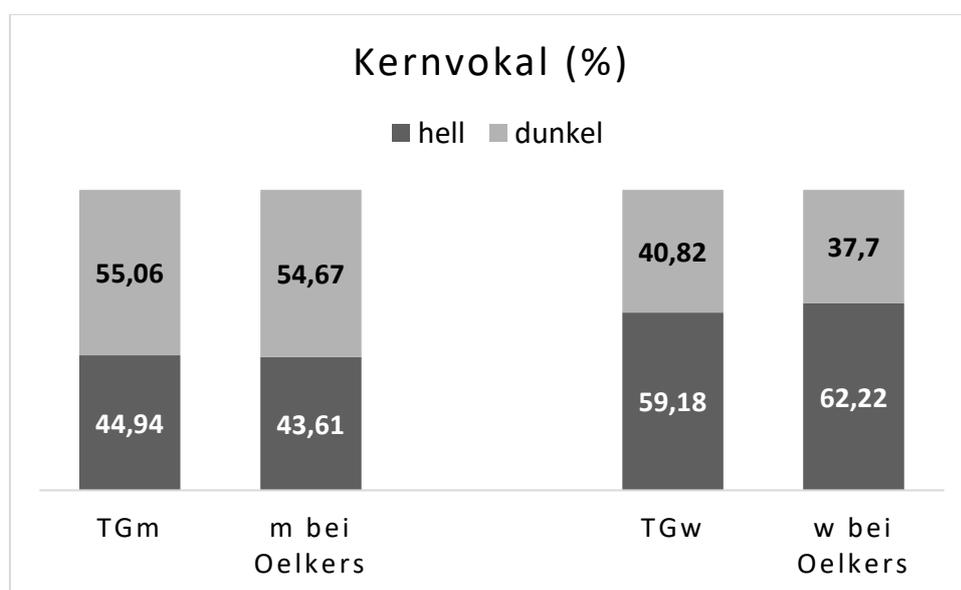


Abbildung 6: Kernvokal im Vergleich

Der Kernvokal scheint diesen Ergebnissen zufolge von den befragten Transgender-Personen nicht verstärkt als Marker der Geschlechtsidentität genutzt zu werden. Die Anteile der hellen und dunklen Kernvokale in den Stichproben entsprechen in etwa denen der derzeit gängigen Rufnamen. Die unterschiedlichen Verteilungen der Kernvokale in den Gruppen der männlichen und weiblichen Transgender-Personen ist demnach auf das Nameninventar zurückzuführen, aus dem geschöpft wurde.

5.3.5 Der Auslaut

Wie der Kernvokal ist auch der Auslaut eine Strukturposition, der erhöhte Aufmerksamkeit zukommt, im Falle des Auslautes aufgrund der grammatischen Marker, die hier beispielsweise durch Flexion oder Suffigierung oft zu finden sind. Bei der Sexusmarkierung im Auslaut gilt dasselbe wie beim Konsonanten- bzw. Vokalanteil: Vokale gelten als besonders klangvoll und weich, so werden sie vermehrt mit Femininität verbunden, wohingegen Konsonanten als hart, stark und somit maskulin gelten. Auch ergibt sich innerhalb der Konsonanten eine Reihung, wonach Nasale und Laterale durch ihre erhöhte Sonorität als die „weichsten“ gelten, gefolgt von Vibranten und Frikativen. Am Ende der Sonoritätshierarchie stehen die Plosive und die Affrikate, letztere werden als Konsonantencluster als besonders hart wahrgenommen.²⁶⁹ So ergibt sich die Hypothese, dass männliche Transgender-Personen, wenn sie ihr Identitätsgeschlecht durch den selbstgewählten Rufnamen besonders auffällig markieren wollen, vermehrt Rufnamen wählen, die auf Konsonanten enden, möglicherweise sogar auf solche mit besonders geringer Sonorität. Dem entgegengesetzt müssten weibliche Transgender-Personen Rufnamen mit konsonantischem Auslaut tendenziell meiden, besonders solche mit Affrikaten, Plosiven, Vibranten und Frikativen in auslautender Position.

Die Auswertung der von den Transgender-Personen angegebenen Rufnamen ergab folgendes: Die Namen der Trans-Männer lauten zu 82% auf ein konsonantisches und zu 18% auf ein vokalisches Phonem aus. Unter den konsonantischen Phonemen sind die Nasale und Laterale am weitaus häufigsten - die Hälfte aller Auslaute entfällt in dieser Gruppe auf die sonorsten Konsonanten. An zweiter Stelle liegen mit 18% die Frikative und Vibranten. Am seltensten im konsonantischen Auslaut vertreten sind mit 13% die Affrikate und Plosive. Unter den im Auslaut auftretenden Vokalen sind die dunklen mit 11% häufiger als die hellen, auf die nur 7% aller

²⁶⁹ vgl. Fónagy (1963).

Rufnamen der männlichen Transgender-Personen enden. Bei den weiblichen Transgender-Personen gestaltet sich diese Verteilung gänzlich anders: Hier enden 83% vokalisch und nur 17% konsonantisch. Die häufigsten Konsonanten im Auslaut sind hier ebenfalls die Nasale und Laterale, dennoch entfallen auf sie nur 12%. Frikative (3%) sowie Plosive (2%) sind in der Stichprobe der Trans-Frauen kaum vorhanden. Diese 3% der Plosive ergeben sich durch einen einzigen Rufnamen (*Dominique*), der dreimal in der Stichprobe auftritt. Unter die vokalischen Auslaute fallen von den Rufnamen der weiblichen Transgender-Personen die Auslaute auf einen dunklen Vokal (55%) und die auf einen hellen (27%). Unter den dunklen Vokale im Auslaut ist ausschließlich das Phon [a] zu finden, das, obwohl es sich um einen dunklen Vokal handelt, dennoch im Auslaut von Rufnamen sehr stark mit dem weiblichen Geschlecht verbunden wird. [o] oder [u] sind bei den Rufnamen der Trans-Frauen im Auslaut nicht zu finden. In der Stichprobe der non-binary-Gruppe lauten die Rufnamen relativ ausgewogen zu 48% auf ein konsonantisches und zu 52% auf ein vokalisches Phonem aus. Auch hier sind die Nasale und Laterale mit 35% die häufigsten Konsonanten im Auslaut, doch sind mit 9% ebenfalls Plosive vertreten, auch endet in dieser Stichprobe ein Rufname auf einen Frikativ. Die vokalischen Auslaute teilen sich gleichmäßig in helle und dunkle Vokale, wobei die Anzahl der [a] und [o] mit jeweils 3 gleich ist, die e-Laute nur einmal vertreten sind, dafür aber [i(:)] fünfmal.

Auslaut		männlich (89)	weiblich (98)	non-binary (23)
Affrikate	[tʃ]	2,25 % (2)	0,00% (0)	0,00% (0)
Plosive	[p]	2,25% (2)	0,00% (0)	0,00% (0)
	[t]	5,62% (5)	0,00% (0)	4,35% (1)
	[k]	3,37% (3)	3,06% (3)	4,35% (1)
A+P gesamt		13,48% (12)	3,06% (3)	8,70% (2)
Frikative	[s]	10,11% (9)	2,04% (2)	4,35% (1)
	[ʃ]	1,12% (1)	0,00% (0)	0,00% (0)
	[θ]	1,12% (1)	0,00% (0)	0,00% (0)
Vibrant (vokalisiert)	[v]	5,62% (5)	0,00% (0)	0,00% (0)
F+V gesamt		17,98% (16)	2,04% (2)	4,35% (1)
Nasal	[n]	39,33% (35)	7,14% (7)	21,74% (5)
	[m]	3,37% (3)	1,02% (1)	4,35% (1)
Lateral	[l]	7,87% (7)	4,08% (4)	8,70% (2)
N+L gesamt		50,56% (45)	12,24% (12)	34,78% (8)
konsonantisch gesamt		82,02% (73)	17,35% (17)	47,83% (11)

helle Vokale	[i:]/[ɪ]	3,37% (3)	16,33% (16)	21,74 (5)
	[ɛ]	1,12% (1)	11,22% (11)	4,35% (1)
	[e ⁱ]	2,25% (2)	0,00% (0)	0,00% (0)
V (h) gesamt		6,74% (6)	27,55% (27)	26,09% (6)
dunkle Vokale	[a:]	6,74% (6)	55,10% (54)	13,04% (3)
	[o]	4,50% (4)	0,00% (0)	13,04% (3)
V (d) gesamt		11,24 (10)	55,10% (54)	26,09% (6)
vokalisch gesamt		17,98% (16)	82,65% (81)	52,17% (12)

Tabelle 13: Transgender-Gruppe - Auslaut

Stellt man nun diese Daten denen von Oelkers (2003) und Nübling (2014, 2015, 2017) gegenüber und betrachtet zu Beginn nur den Anteil an vokalischen bzw. konsonantischen Auslauten, zeigen sich bei den Rufnamen der männlichen Transgender-Personen keine groben Unterschiede: Bei Oelkers (2003) lauten 80%, bei Nübling (2014, 2015, 2016) 81% der Männernamen konsonantisch aus, bei den Trans-Männern sind es 82%. Etwas diverser gestalten sich die Auslaute der Rufnamen der Trans-Frauen und die der von Oelkers (2003) und Nübling (2014, 2015, 2016) untersuchten Vornamen: In den Vergleichsstudien sind es jeweils 22% der Frauennamen, die konsonantisch auslauten, in der hier beschriebenen Studie hingegen nur 17%. Die weiblichen Transgender-Personen wählten also vermehrt Rufnamen, die im Auslaut phonosemantisch Weiblichkeit durch vokalischen Wohlklang signalisieren.

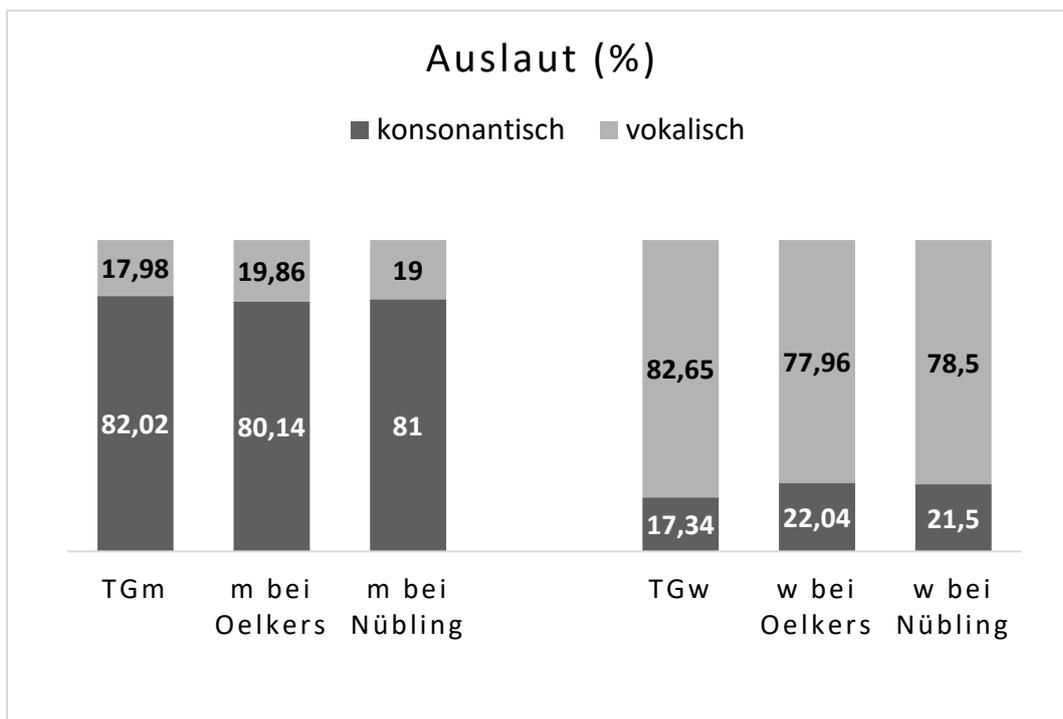


Abbildung 7: Auslaut im Vergleich 1

Bei detaillierterer Betrachtung der auslautenden Phoneme zeigen sich aber vor allem bei den Männerrufnamen Unterschiede zwischen denen der Transgender-Personen und den Vergleichswerten nach Oelkers (2003). Unter den konsonantischen Phonemen im Auslaut der Rufnamen der Trans-Männer ergibt sich eine auffällige Häufung der Nasale und Laterale. Über 50% enden hier auf solch einen Laut, wohingegen es bei Oelkers (2003) nur 35% der Männerrufnamen sind. Dieser Zuwachs ist vor allem dem Phonem /n/ geschuldet, das bei Oelkers in 24% und bei den Transgender-Personen mit männlicher Geschlechtsidentität in 39% aller Rufnamen im Auslaut zu finden ist. Dafür endet aber ein geringerer Anteil der Rufnamen der männlichen Transgender-Personen auf Frikative und Vibranten (18%, im Gegensatz zu 25% bei Oelkers (2003) oder Affrikaten und Plosive (13%, im Gegensatz zu 20% bei Oelkers (2003)). Unter den konsonantisch auslautenden Rufnamen scheinen die Trans-Männer also jene vorzuziehen, die auf die klangvolleren Nasale und Laterale enden, anstatt jene mit härter anmutenden Plosiven, Affrikaten, Frikativen oder Vibranten zu wählen. Auch bei kontrastiver Betrachtung der Auslaute auf einen dunklen Vokal zeigt sich, dass von den Trans-Männern vermehrt auf die eher feminin konnotierten Phoneme zurückgegriffen wird: Sind es bei Oelkers (2003) in den Durchschnittswerten der vergebenen Männernamen 3%, die auf [a:] und 8%, die auf [o] enden, sind es bei den Rufnamen der männlichen Transgender-Personen 7% auf [a:] und 4,5% auf [o].

Die Rufnamen der weiblichen Transgender-Personen, die ja etwas seltener konsonantisch auslauten als die Frauenrufnamen in der Stichprobe von Oelkers (2003), haben vor allem einen geringeren Anteil an Nasalen und Lateralen: Es sind hier 12%, bei Oelkers (2003) hingegen 16%. Weiters entfallen von den 5%, die es bei den Trans-Frauen im Vergleich zu Oelkers (2003) mehr vokalische Auslaute gibt 1,5% auf Auslaute auf einen dunklen Vokal und 3,5% auf Auslaute auf einen hellen Vokal. Das führt dazu, dass mit 16% doppelt so viele Rufnamen aus der Gruppe der weiblichen Transgender-ProbandInnen auf [i:] bzw. [ɪ], das hellste und somit (neben [a:]) am stärksten feminin konnotierte Phonem, auslauten, wie in den Vergleichswerten nach Oelkers (2003), wo es 8% sind.

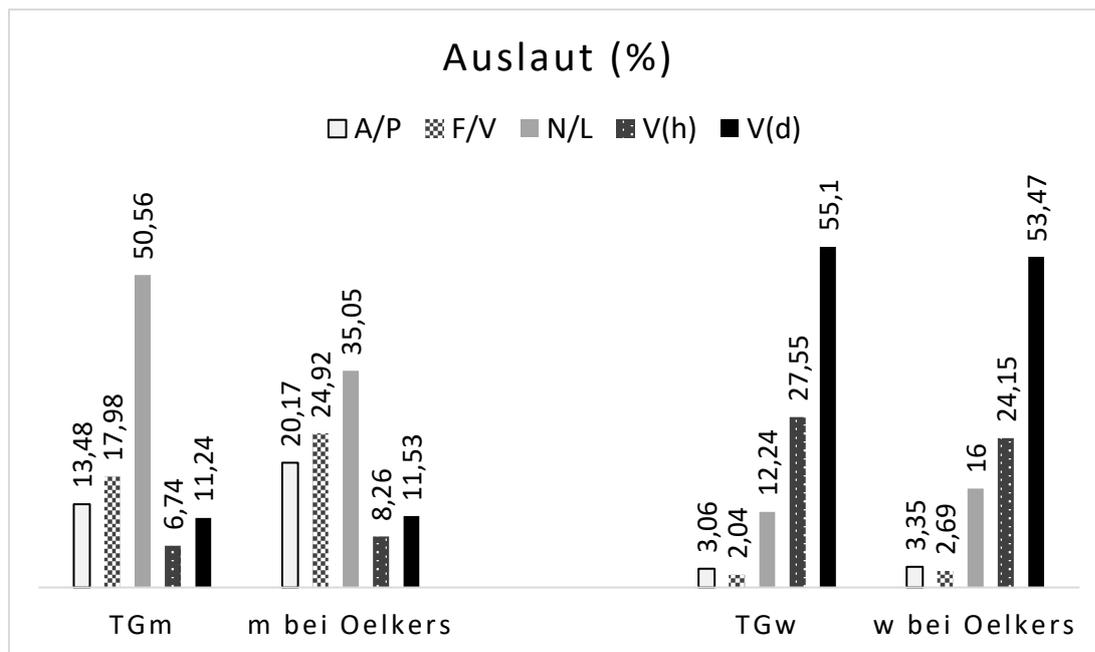


Abbildung 8: Auslaut im Vergleich 2

Die Analyse des Auslautes der Rufnamen der Transgender-Personen zeigte in gewissen Punkten deutliche Unterschiede zu den in der deutschen Bevölkerung gängigen Rufnamen. Einerseits weisen die Rufnamen der Trans-Frauen häufiger einen vokalischen Auslaut auf, was darauf schließen lässt, dass dieses Mittel der Markierung von Weiblichkeit durch einen wohlklingenden Auslaut durchaus genutzt wird. Vor allem Rufnamen mit [i:] im Auslaut werden vermehrt gewählt, wobei es sich hierbei den Erkenntnissen der Phonosemantik zufolge um ein Phonem handelt, mit dem etwas Kleines, Helles oder Schwaches assoziiert wird, was demnach gut mit dem weiblichen Geschlechtsstereotyp zu verbinden ist. Andererseits hat sich die Hypothese, männliche Transgender-Personen würden vermehrt auf Rufnamen zurückgreifen, die auf ein besonders hartes Phonem auslauten, nicht bestätigt. Zwar wählen sie gleich oft Rufnamen mit konsonantischem Auslaut, doch gestaltet sich dieser Auslaut vermehrt durch klangvolle Nasale und Laterale. Vor allem der Laut [n] ist hier deutlich häufiger zu finden als in den Vergleichswerten von Oelkers (2003). Dies bewirkt, dass die Rufnamen zwar sonorer sind, aber dennoch durch die gespannte, abgrenzende Artikulation dieses Nasals, durchaus Stärke und Kraft vermitteln. Ritter-Schaumburg (1985) beschreibt [n] als einen Laut, der Grenzen symbolisiert. Er ist in *nein*, *nie* aber auch in *Zaun* zu finden und bildet bei der Artikulation einen festen Abschluss zwischen Zungenspitze und der oberen Zahnreihe. Deses Phonem gehört auch zu den wenigen, die mit zusammengebissenen Zähnen artikuliert werden können. „Beim N ist die Zunge ganz energetisiert, alles wird gespannt und durchkraftet. So kann das N zum unnachgiebigsten Laut im ganzen ABC werden. Zugleich ist die Zahngrenze gegen die Außenwelt zwar

hart und fest [...].²⁷⁰ Besonders in der Position am Wortende symbolisiert dieses Phonem einen deutlichen, persistierenden Abschluss. Dieses unerbittliche kraftvolle Zurückhalten lässt sich ebenfalls mit maskuliner Stärke assoziieren. Was eine Erklärung dafür wäre, wieso sich dieser Laut in der Gruppe der männlichen Transgender-Personen so sehr häuft. Auch die dunklen Vokale, die in den Rufnamen der Trans-Männer in auslautender Position auftreten, sind im Vergleich zu den Namen der männlichen Bevölkerung vermehrt das weiblich anmutende [a:] und weniger das meist den Männernamen vorenthaltene [o]. Dies ist ein Umstand, der wahrscheinlich auf die derzeitige Entwicklung der Namenmoden für Jungennamen zurückzuführen ist, die (wie in Kapitel 4.4 beschrieben) sich in ihrer Laut- und Akzentstruktur immer mehr den Mädchennamen annähern (mehr dazu in der Diskussion).

5.3.6 Analyse nach dem deutschen Genderindex

Nach Betrachtung aller Strukturpositionen wird nun auch der deutsche Genderindex nach Nübling (2014, 2015, 2017) als Analyseinstrument herangezogen, um die mit den Rufnamen assoziierte onymische Maskulinität bzw. Femininität numerisch zu erfassen. Trifft die Annahme zu, dass Transgender-Personen verstärkt Rufnamen wählen, in denen ihr Identitätsgeschlecht besonders deutlich markiert ist, müsste sich dieser Umstand ebenfalls auf den durchschnittlichen Genderindex der einzelnen Gruppen auswirken: Die Trans-Frauen müssten demnach vermehrt Rufnamen mit höherem Genderindex, die Trans-Männer vermehrt solche mit niedrigerem Genderindex wählen.

Die Auswertung nach dem Genderindex ergibt bei den männlichen Transgender-Personen eine Häufung der Rufnamen mit negativen Werten: Etwa 70% der von ihnen gewählten Rufnamen sind demnach nach den Maßstäben der phonosemantischen Sexusmarkierung als männlich einzustufen. Weitere 16% der Rufnamen der männlichen Transgender-Stichprobe weisen mit einem Wert von 0 eine onymisch androgyne Laut- und Akzentstruktur auf und 15% eine weiblich anmutende. Die meisten Rufnamen entfallen in dieser Gruppe mit 16% auf solche mit einem Genderindex von -3 und 0, gefolgt von -6 (15%) und -4 (13%). Rufnamen mit einem Genderindex über +5 sind in der Stichprobe der Trans-Männer nicht zu finden. Bei den weiblichen Transgender-Personen ergibt die Analyse des Genderindex der Rufnamen ein gänzlich anderes Bild. Auf die negativen und somit eher maskulin klingenden Werte entfallen insgesamt nur

²⁷⁰ Ritter-Schaumburg (1985), S. 233.

11%, wobei die meisten davon auf dem nur leicht negativen Wert -2 liegen. Sexusambig eingestufte Rufnamen gibt es hier nur zu 4%, allen anderen Rufnamen der Trans-Frauen (87%) kann ein positiver Wert auf dem Genderindex zugeordnet werden, womit sie durch ihre Laut- und Akzentstruktur als feminin wahrgenommen werden können. Die häufigsten Werte sind mit 22% +4 und mit 18% +6, gefolgt von +1 mit 14%. Werte unter -3 können in der gesamten weiblichen Transgender-Stichprobe nur einem Rufnamen (*alex*²⁷¹) zugeordnet werden. Die Rufnamen der non-binary-Gruppe ergeben nach dem Genderindex eine harmonischere Verteilung. 48% entfallen auf die Rufnamen mit negativem und 40% auf jene mit positivem Genderindex, 8% (2 Namen) entfallen auf einen Genderscore von 0.

Genderindex	männlich (89)	weiblich (98)	non-binary (23)
-8	0,00% (0)	0,00% (0)	4,35 (1)
-7	2,25% (2)	0,00% (0)	4,35 (1)
-6	14,61% (13)	0,00% (0)	8,70 (2)
-5	11,24% (10)	1,02% (1)	4,35 (1)
-4	13,48% (12)	0,00% (0)	0,00 (0)
-3	15,73% (14)	2,04% (2)	13,04 (3)
-2	8,99% (8)	8,16% (8)	13,04 (3)
-1	3,37% (3)	0,00% (0)	0,00 (0)
0	15,73% (14)	4,08% (4)	8,70 (2)
1	4,49% (4)	14,29% (14)	8,70 (2)
2	1,12% (1)	1,02% (1)	4,35 (1)
3	1,12% (1)	11,22% (11)	13,04 (3)
4	4,49% (4)	22,45% (22)	4,35 (2)
5	3,37% (3)	19,18% (9)	4,35 (1)
6	0,00% (0)	18,37% (18)	8,70 (2)
7	0,00% (0)	8,16% (8)	0,00 (0)
8	0,00% (0)	0,00% (0)	0,00 (0)
Durchschnitt	-2,37	3,26	-0,57

Tabelle 14: Transgender-Gruppe - Genderindex

²⁷¹ Der Rufname ist hier bewusst mit kleinem Anfangsbuchstaben wiedergegeben, da er von der ProbandIn so eingetragen wurde und das Schriftbild in keinem der Fälle verändert wurde (siehe Anhang).

In der Verteilung zeigt sich also in Abb. 7 eine deutliche Häufung der Werte der Rufnamen der weiblichen Transgender-Personen im klar positiven Bereich, die Rufnamen der männlichen Transgender-Personen sind zwar eher im negativen Bereich zu finden, doch sind wie bereits erwähnt die Rufnamen mit einem Genderindex von 0 und -2, die also phonologisch nur ansatzweise dem männlichen Prototyp entsprechen, am häufigsten vertreten. Die Rufnamen der non-binary-Gruppe sind über die ganze Skala hinweg zu finden. Eindeutige Häufungen zeigen sich hier nicht.

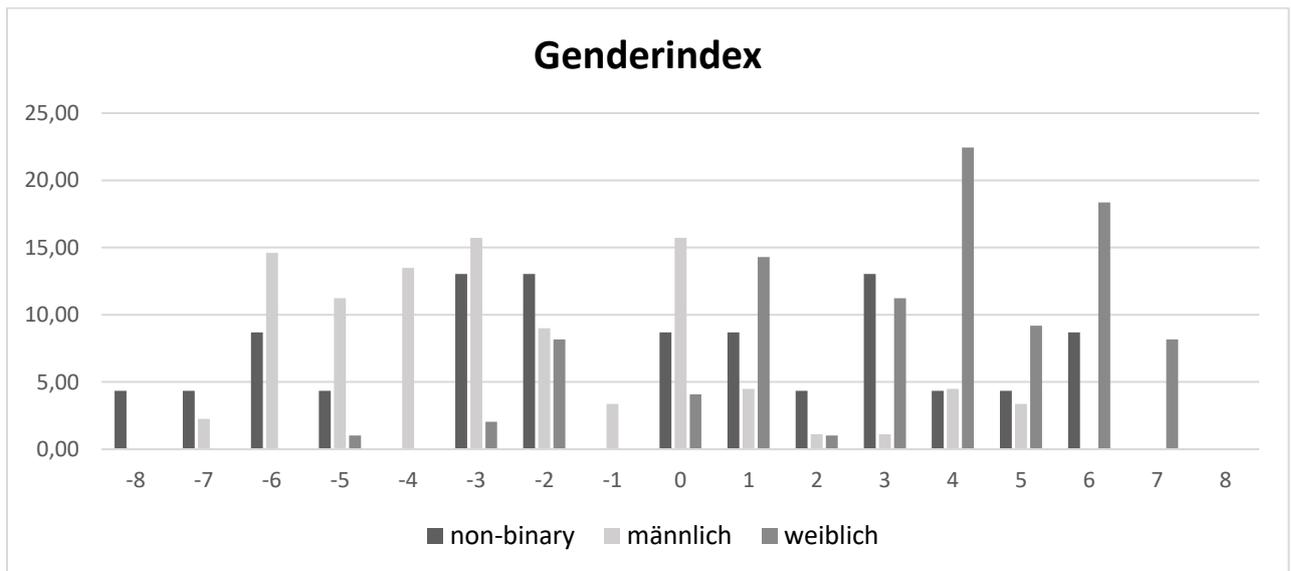


Abbildung 9: Transgender-Gruppe - Verteilung des Genderindexes

Vergleicht man nun die durchschnittlichen Werte der Transgender-Stichproben mit den von Nübling (2014, 2015, 2017) erhobenen Durchschnittswerte der häufigsten Rufnamen Deutschlands, zeigt sich ein Bild, das die Hypothese dieser Arbeit zum Teil bestätigt, zum Teil aber widerlegt. Die Rufnamen der Trans-Männer sind mit einem Durchschnitt von -2,37 nach dem Genderindex als weniger männlich einzuordnen als die von Nübling untersuchte Stichprobe, bei der der Durchschnitt -3,7 beträgt. Die Vergleichsprobe ist demnach mit über einem Punkt Differenz klanglich also deutlich männlicher einzustufen, als die durchschnittlichen Rufnamen der männlichen Transgender-Personen. Umgekehrt verhält es sich aber im Vergleich der weiblichen Rufnamen nach Nübling (2014, 2015, 2017) mit denen der weiblichen ProbandInnen. Die Rufnamen Trans-Frauen sind mit einem Wert von 3,26 im Durchschnitt in ihrer Klangstruktur femininer als jene der Kontrollgruppe, denen ein durchschnittlicher Wert von 2,9 Punkten am Genderindex zugeteilt werden kann.

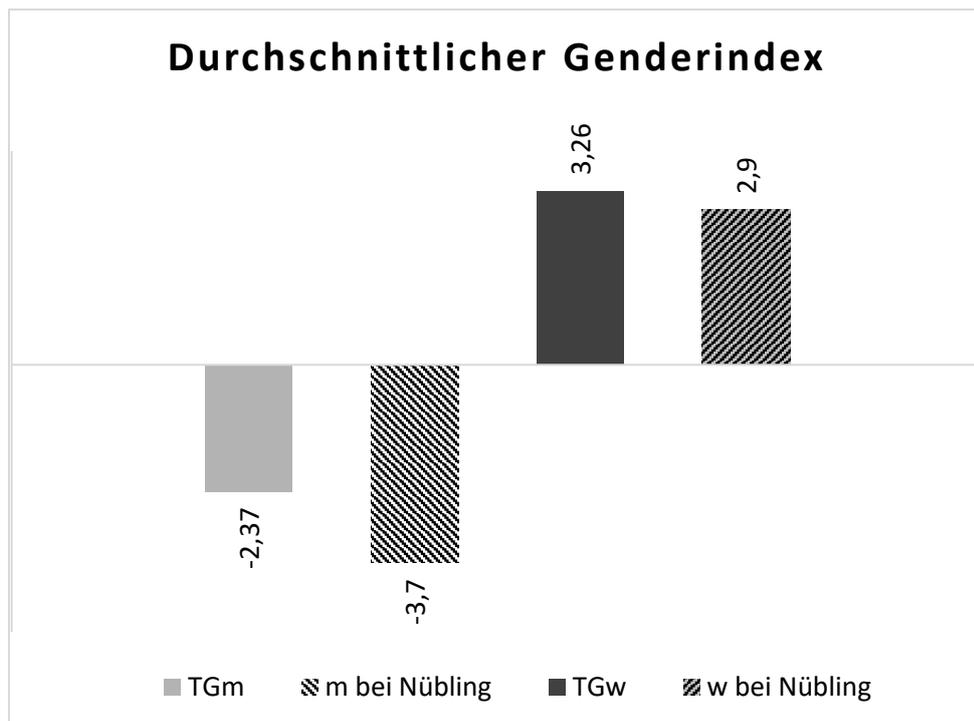


Abbildung 10: Genderindex im Vergleich

Durch den Genderindex konnte gezeigt werden, dass zumindest die weiblichen Transgender-Personen deutlich femininere Rufnamen wählen, als sie in der deutschen Bevölkerung in Gebrauch sind. Die männlichen Transgender-Personen hingegen scheinen besonders maskulin klingende Rufname eher zu meiden. Diese Ergebnisse stehen sicherlich auch mit dem häufigen Auslaut auf einen Nasal oder auf [a:] in Zusammenhang, die sich wie zuvor erwähnt in den Rufnamen der männlichen ProbandInnen häufen, im Vergleich dazu aber Plosive, Affrikate, Frikative oder Vibranten bei ihnen seltener in dieser Strukturposition auftreten.

5.3.7 Spitznamen

Nach den Erkenntnissen von Nübling (2014, 2015, 2017) hat die Verwendung von Spitznamen einen gendernivellierenden Effekt. Durch die Kürzung (meist auf Kosten des stark genderhaltigen Auslautes) und die Ergänzung eines auslautenden *-i*, weisen die Frauen- und Männerspitznamen große Ähnlichkeiten auf. Wenn also die eindeutige Sexusmarkierung eine zentrale Rolle bei der Namenwahl und Selbstbezeichnung von Transgender-Personen spielt, so müssten Spitznamen, die die Geschlechtszugehörigkeit verschleiern, in dieser Gruppe eher weniger verbreitet sein. Da die Kategorie der Spitznamen in der Onomastik wie bereits erwähnt ein kaum erforschtes Gebiet ist, gibt es hierzu leider keine Vergleichswerte, um zu dokumentieren, ob dieser Anteil im Vergleich zur Durchschnittsbevölkerung kleiner oder größer ist. Einzig Naumann (1976) erhob für SchülerInnen einen Wert von 85%, die einen oder mehrere Spitznamen tragen, wobei

dieser Anteil von der 5. bis zur 8. Schulstufe zunimmt, in der 10. stagniert und danach abfällt. Man kann also davon ausgehen, dass der Gebrauch von Spitznamen unter Erwachsenen nicht so verbreitet ist, wie unter den SchülerInnen.

Gesamt gaben 65 ProbandInnen (35%) an, ihren Rufnamen gerne als Spitznamen abzukürzen. In der Stichprobe der weiblichen Transgender-Personen waren es 33%, in der der der männlichen 42%, in der non-binary-Gruppe lediglich 18%. Der erhöhte Anteil der Spitznamen bei den Trans-Männern im Gegensatz zu den anderen Gruppen, lässt sich möglicherweise durch den hohen Anteil an unter-30-Jährigen erklären, die unter Umständen eher noch dazu neigen, Spitznamen zu gebrauchen bzw. in jüngeren Peer-Groups verkehren, wo die Bezeichnung durch Spitznamen häufiger passiert, als unter älteren Personen. Dafür spricht auch die Verteilung der spitznamenträgenden Personen in den jeweiligen Altersklassen: Unter den über-55-Jährigen sind es nur 10%, unter den 30-55-Jährigen 25% und unter den unter-30-Jährigen mit 41% weit- aus am meisten.

Im Gespräch mit Transgender-Personen erfuhr ich, dass besonders solche Spitznamen, die für beide Geschlechter gebraucht werden - möglicherweise sogar vermehrt in dem Geschlecht, dem sich die Personen nicht zugehörig fühlt - weniger beliebt sind (z.B. ist *Andi* für *Andrea* nicht erwünscht, da es oft als Spitzname für *Andreas* steht). Diese Bild zeigt sich auch bei Betrachtung der von den weiblichen ProbandInnen angegebenen Spitznamen (siehe Anhang): Keine der TeilnehmerInnen mit Rufnamen *Andrea* gab an, *Andi* als Spitznamen zu gebrauchen und auch jene namens *Christina/ -e* wollten nicht *Chris* genannt werden (was durchaus als Spitzname unter Frauen gebräuchlich ist). Kaum ein Spitzname in der Stichprobe der Trans-Frauen wird in der Regel auch für Männer gebraucht (eine Ausnahme bildet *Domi* (hier für *Dominique*) was als Spitzname ebenfalls für den Männervornamen *Dominik* stehen kann). Unter den Spitznamen der Trans-Männer sind hingegen mehrere zu finden, die auch für Frauen gebraucht werden. So nennt sich beispielsweise *Jack* auch gerne *Jacky*, ein Name, der oft mit der Frau des ehemaligen US-Präsidenten John F. Kennedy in Verbindung gesetzt wird, andere gaben an, ihre Rufnamen gerne zu Spitznamen wie *Juli*, *Lou*, *Toni*, *Rosi/Rosali*, oder *Jojo* abzukürzen, was alles Spitznamen sind, die durchaus auch für Frauen gebräuchlich sind. Die Tatsache, dass es unter den Non-Binaries nur so wenige sind (18%), die gerne einen Spitznamen benutzen, erscheint auf den ersten Blick widersprüchlich, da es doch speziell für diese Personen ein Motiv darstellen könnte, den geschlechtsnivellierenden Effekt von Spitznamen anzustreben. Bei näherer Betrachtung fällt aber auf, dass einige von ihnen Rufnamen tragen, die ebenfalls als Spitznamen gebräuchlich sind, wie *Elis*, *Flo*, *Ricki*, *Jo*, *Finn*, oder *Andy* (mehr hierzu in Kapitel 5.3.9).

Somit zeichnet sich auch hier wieder die Tendenz ab, dass es bei den ProbandInnen mit weiblicher Geschlechtsidentität von größerer Bedeutung ist, das Identitätsgeschlecht durch den Namen – in diesem Fall durch den Spitznamen – eindeutig anzuzeigen. Bei den männlichen ProbandInnen hingegen werden Spitznamen, die nicht eindeutig die Geschlechtszugehörigkeit markieren, durchaus benutzt.

5.3.8 Kopulativnamen und „exotische“ Namen

In den Stichproben der Transgender-Personen wurde ebenfalls die Anzahl der Kopulativnamen erhoben: Es sind sieben bei den Trans-Frauen (knapp 8% aller Rufnamen in dieser Stichprobe) und drei bei den Trans-Männern (4%). Um zu klären, ob sich diese Anzahl mit der Zahl der Bindestrichnamen in der Durchschnittsbevölkerung deckt, wurden im Korpus von Oelkers (2003) die Bindestrichnamen ausgezählt und prozentuell mit denen der Transgender-Personen verglichen. Es zeigte sich eine eindeutige Häufung der Bindestrichnamen in den Transgender-Gruppen, da nur 1,5% der Frauennamen und nur ein Rufname im gesamten Männernamenskorpus (0,1%) bei Oelkers (2003) Bindestrichnamen sind.

Transgender-Personen tendieren demnach vermehrt dazu, bei der Wahl ihres Rufnamens ihr Identitätsgeschlecht insofern verstärkt zu markieren, als sie zwei genderhaltige Rufnamen zu einem Bindestrichnamen zusammenfügen, die somit nach außen hin ihr Identitätsgeschlecht doppelt sichtbar machen. Dass sich die Bindestrichnamen besonders bei den weiblichen Transgender-Personen häufen, könnte daran liegen, dass somit die Silbenzahl, und gleichzeitig auch der spätere Hauptakzent (in Doppelnamen wird meist der zweite Name stärker betont) als Marker für Femininität eingesetzt werden.

Was ebenfalls vermehrt als weiblich wahrgenommen wird, ist Exotik. Diese Exotik kann in Rufnamen, wie bereits erwähnt, durch eine Betonungsstruktur erzielt werden, die nicht der üblichen Betonungsstruktur der Sprache entspricht, sondern ebenfalls durch die Wahl Rufnamen, der durch seine lautlichen Eigenschaften einer anderen Sprache zuzuordnen ist. Interessanterweise ist der Anteil an Personen, die angaben, ihrem Rufnamen einen fremdsprachlichen Klang zu verleihen, in der Gruppe der Trans-Frauen mit 11% (10) am geringsten, weitaus mehr sind es bei den Trans-Männern mit 30% (21) und in der non-Binary-Gruppe mit 32% (7). In der Gruppe der Non-Binaries sind fünf englisch und drei französisch artikulierte Rufnamen, bei den männlichen Transgender-Personen 17 englisch und jeweils einmal tschechisch, japanisch, sotho und italienisch artikulierte Rufnamen, unter den weiblichen Transgender-Personen hatten

fünf die französische, drei die englische und jeweils eine die isländische und die russische Aussprachevariante gewählt. Hier zeigt sich, dass englisch-klingende Rufnamen vor allem bei den männlichen ProbandInnen und in der non-binary-Gruppe sehr beliebt sind, bei den Trans-Frauen hingegen die mit französischem Klang, die von den Trans-Männern überhaupt nicht gewählt wurden.

Somit scheint vor allem die Laut- und Akzentstruktur des Französischen, das als besonders melodiose und ästhetische Sprache gilt, von den weiblichen Transgender-Personen dazu genutzt zu werden, Femininität auszudrücken. Von den Trans-Männern werden Vornamen aus dem Nameninventar dieser Sprache aber aus möglicherweise demselben Grund gemieden.

5.3.9 Die non-binary-Gruppe

In den bisherigen Analysen der Laut- und Akzentstrukturen der Rufnamen wurde die non-binary-Gruppe eher stiefmütterlich behandelt. Es wurde lediglich mehrfach erwähnt, dass sich die Werte der Rufnamen dieser Gruppe meist im Mittelfeld zwischen denen der weiblichen und männlichen Transgender-Personen befinden, was wenig verwunderlich ist, da hier sowohl Männervornamen, als auch Frauenvornamen zu finden sind sowie solche, aus denen das Geschlecht der NamenträgerInnen nicht eindeutig ablesbar ist. Darüber hinaus gibt es in der bisherigen Forschung keine Werte, mit denen die Rufnamen der Non-Binaries verglichen werden könnten, wie es bei den Männernamen und Frauennamen der Fall ist. Da es bei den Rufnamen dieser Gruppe dennoch einige Auffälligkeiten gibt, werden sie nun gesondert analysiert.

Die folgende Tabelle listet alle Rufnamen der ProbandInnen der non-binary-Gruppe in graphemisch unveränderter Form, sowie in Lautschrift auf. Die eckigen Klammern geben an, in welcher fremdsprachlichen Lautung die Rufnamen nach Angabe der jeweiligen ProbandInnen auszusprechen sind. Die Bindestriche in der phonetisch transkribierten Form markieren die Silbengrenzen. In der rechten Spalte stehen die von den jeweiligen Personen angegebenen Spitznamen.

Rufname	IPA	Spitzname
<Anton>	['an-tɔn]	
<Elis>	['e:lɪs]	
<Flo>	['flo:]	
<Ricki>	['rɪ-kɪ]	
<Jo> [engl.]	['dʒo:]	
<Jasmin>	['jas-mɪn]	Ayrula
<Melusine>	[me-lu-'si:-nɛ]	Melu
<Finn>	['fɪn]	
<Lucian>	['lu-tsi:-a:n]	Luc
<Jack> [engl.]	['dʒɛk]	
<Andy> [engl.]	['ɛn-dɪ]	
<amy> [engl.]	['e ⁱ -mɪ]	
<mar_ry> [engl.]	['mɛ-rɪ]	
<Leonard>	['le-o-na:t]	Lenny
<Noah>	['no:a:]	
<Christa>	['krɪs-ta:]	
<Raoul> [frz.]	[ra-'u:l]	
<Aron>	['a:rɔn]	
<Miss Piggy>	[mis-'pɪ-gi:]	
<Sandrao>	[san-'dra:-o:]	
<Tim>	['tɪm]	
<Alexa Michelle> [frz.]	[a-'lɛ-ksa:]	
	[mi-'ʃɛl]	

Tabelle 15: Die Ruf- und Spitznamen der non-binary-Gruppe

Wie bereits erwähnt, sind einige der hier angegebenen Rufnamen ebenfalls als Spitznamen gebräuchlich. So können *Flo*, *Ricki*, *Jo* und *Andy* für Personen beider Geschlechter als Spitznamen gebraucht werden. Dies ist ein Umstand, der durchaus beabsichtigt sein kann, wie mir eine Person dieser Gruppe erzählte: Oft versuchen nämlich GesprächspartnerInnen über Fragen wie „wofür ist das denn eine Abkürzung“ indirekt und diskret herauszufinden, welchem Geschlecht ihr Gegenüber angehört, da im Fall von Personen, die sich keinem Geschlecht zugehörig fühlen, auch oft rein nach Äußerlichkeiten keine Geschlechtszugehörigkeit auszumachen ist, durch Rufnamen jener Art aber ebenfalls nicht. Doch da es sich bei diesen Rufnamen eben nicht um eine Abkürzung eines genderhaltigen Vornamens handelt, sondern um einen bewusst in der Form gewählten Namen, kann dem Gegenüber so signalisiert werden, dass man eben nicht als männlich oder weiblich wahrgenommen werden möchte. Neben diesen an Spitznamen angelehnten Rufnamen gibt es in dieser Gruppe noch weitere, die nicht eindeutig genderhaltig sind, wie *Sandrao* oder *Elis*. Auch *Noah* und *Michelle* sind Rufnamen, die in andren Sprachen sowohl Frauen als auch Männer bezeichnen können. Somit sind 8 der 23 Namen, also etwa ein

Drittel onymisch androgyn, wodurch sie also die erlebte Geschlechtszugehörigkeit ihrer Trägerpersonen widerspiegeln.

Im Fall von *mar_ry* zeigt sich eine weitere Auffälligkeit. Diese Person benutzt eine graphemische Komponente, um ihrem Namen Einzigartigkeit zu verleihen, und so möglicherweise auch auf die Besonderheit ihres Geschlechtsempfindens hinzuweisen. Der Unterstrich kann ja auch dazu genutzt werden, die Vielfalt von Geschlechtern in der geschriebenen Sprache auszudrücken. So zeigt etwa der Terminus *Proband_Innen* an, dass hier Frauen, Männer und eben all diejenigen Personen miteingeschlossen sind, die sich zwischen diesen binären Kategorien einfinden. Der Unterstrich lässt gleichermaßen Platz für sämtliche weiteren Genderfacetten. Durch den Rufnamen Einzigartigkeit auszudrücken, scheint aber auch bei anderen ProbandInnen der non-binary-Gruppe ein Motiv dargestellt zu haben. Mit *Melusine*, *Lucian* und *Raoul* sind hier beispielsweise drei Rufnamen vertreten, die im deutschen Sprachraum kaum vergeben werden, während *Sandrao* und *Miss Piggy* überhaupt nicht in offiziellen Namenlisten verzeichnet sind.

Die Rufnamen der non-binary-Stichprobe zeichnen sich demnach zum Teil durch ihre Seltenheit und auch Ungewöhnlichkeit aus. Sie scheinen insofern auf die Persönlichkeit ihrer TrägerInnen abgestimmt zu sein, als es sich bei den meisten nicht um Rufnamen handelt, die häufig vergeben werden und somit die Individualität und Besonderheit der Personen in Bezug auf ihre empfundene Geschlechtszugehörigkeit widerspiegeln. Auch ist etwa ein Drittel der Rufnamen onymisch androgyn, was ebenfalls als Strategie zur Markierung der Geschlechtsidentität anzusehen ist.

5.3.10 Motive der Namenwahl von Transgender-Personen

Neben der Analyse der Rufnamen in Hinsicht auf die phonosemantische Sexusmarkierung stellt einen weiteren wesentlichen Teil dieser Arbeit die konkrete Frage nach den Motiven der Namenwahl bei Transgender-Personen dar. Die Motive, zu denen die ProbandInnen²⁷² im Rahmen der Fragebogenerhebung angeben konnten, ob es sich um einen Hauptgrund, einen Nebengrund oder um keinen Grund für die Wahl ihres Rufnamens handelte sind:

- *Er ist eine Umwandlung meines früheren Namens:* Hier sollte erhoben werden, inwiefern Transgender-Personen die Markierung etwa durch Suffixe wie *-a*, *-ine*, *-e* nutzen,

²⁷² Hier sind es insgesamt 180, die in die Auswertung miteinbezogen werden konnten: 22 non-binary, 70 männlich und 85 weiblich.

um aus ihrem abgelegten Rufnamen einen Namen zu formen, der ihrem Identitätsgeschlecht entspricht, sich vom früheren aber nur wenig unterscheidet.

- *Andere haben mich so genannt:* Macht man die Wahl des Rufnamens von anderen abhängig, könnte das bedeuten, dass diese Namen nicht so sehr auf die Identität der jeweiligen namentragenden Person abgestimmt sind, wie es bei selbstgewählten Rufnamen der Fall ist.
- *Er passt zu meiner Persönlichkeit:* Stellt dieses Motiv ein Hauptmotiv dar, spricht das eindeutig dafür, dass die selbstgewählten Rufnamen mit der Absicht gewählt wurden, die eigene Identität auszudrücken bzw. einen Namen zu finden, der mit der Selbstwahrnehmung übereinstimmt.
- *Er soll mir Glück bringen. (nomen est omen):* Durch diese Auswahlmöglichkeit sollte überprüft werden, inwiefern dieses Motiv, das, wie bereits erwähnt, auch bei der Benennung von Kindern eine Rolle spielt, auch bei der Selbstbenennung von Transgender-Personen von Relevanz ist. Es handelt sich dabei um den Wunsch, der Rufname möge einem in Zukunft positive Erfolge bescheren.²⁷³
- *Er drückt aus, wie ich von meinen Mitmenschen wahrgenommen werden möchte:* Dieses Motiv der Namenwahl könnte möglicherweise bei Transgender-Personen von besonders großer Relevanz sein, da es für sie auch in der Phase des Intings und des Coming-Out bedeutend ist, von ihrem Umfeld als Mann, Frau oder eben als Person, die sich der binären Zuordnung entzieht, wahrgenommen zu werden. (In Kapitel 2 wurde bereits ausführlich beleuchtet, dass unser Name einen wesentlichen Beitrag dazu leistet, wie wir von unserem sozialen Umfeld wahrgenommen werden.)
- *Er ist etwas Besonderes:* Wenn Personen einen Rufnamen wählen, der etwas Besonderes ist, deutet dies darauf hin, dass sie sich selbst als Einzigartig wahrnehmen und dies auch durch ihren Rufnamen ausdrücken. Andererseits kann die Angabe dieses Motivs auch dafürsprechen, dass die jeweiligen ProbandInnen einen Rufnamen gewählt haben, zu dem sie eine besondere Beziehung haben.
- *Er erinnert mich an eine bestimmte Person:* Hier wird das Motiv der Nachbenennung abgedeckt, das ebenfalls in der Benennung von Neugeborenen ein Motiv darstellt. Im Falle der Transgender-Personen könnte es beispielsweise sein, dass als Namensvorbild Idole (Personen aus dem Umfeld der ProbandInnen, Personen des öffentlichen Lebens oder aber fiktive Charaktere aus Filmen, Serien, Büchern etc.) fungieren, denen man

²⁷³ vgl. Ernst (2010)

durch die Wahl ihres Rufnamens nacheifern möchte oder im Sinne von *nomen est omen* den Namen in der Hoffnung wählt, es mögen bestimmte Eigenschaften der Person auf einen selbst übergehen.

- *Er klingt schön*: Das Hauptmotiv der Benennung von Kindern kann natürlich auch für die Wahl des eigenen Rufnamens von erheblicher Relevanz sein. Hier wird es interessant sein zu sehen, ob vor allem die weiblichen Transgender-Personen einen wohlklingenden Rufnamen wählen, der auf diese Weise Femininität ausdrückt und welchen Stellenwert die Euphonik im Vergleich dazu in den Gruppen der Trans-Männer und der Non-Binaries haben wird, die möglicherweise weniger daran interessiert sind, durch Wohlklang Weiblichkeit zu konnotieren.
- *Er klingt stark*: Diese Angabe soll im Kontrast zu *Er klingt schön* stehen. Stärke auszudrücken könnte vermehrt unter den männlichen ProbandInnen ein Motiv sein, da es sich hier um eine Eigenschaft handelt, die mit dem maskulinen Geschlechtsstereotyp in Verbindung gebracht wird.
- *Ich möchte damit meine Geschlechtszugehörigkeit ausdrücken*: Durch diese letzte Angabe soll die dieser Studie zugrundeliegende Frage beantwortet werden, wie sehr Transgender-Personen ihren Rufnamen zur Markierung ihres Identitätsgeschlechtes nutzen. Auch wenn prinzipiell von Trans-Frauen Frauenrufnamen und von Trans-Männern Männerrufnamen gewählt werden, muss das nicht zwingend bedeuten, dass jene auch in der Absicht gewählt wurden, das Identitätsgeschlecht nach außen hin zu markieren. Auch ist in dieser Hinsicht die non-binary-Gruppe interessant, da es im Deutschen kaum die Möglichkeit gibt, Geschlechtslosigkeit durch den Namen anzuzeigen.

Am häufigsten als Motiv gewählt wurde *Er klingt schön*. 57% aller ProbandInnen gaben dieses Motiv als Hauptgrund²⁷⁴ ihrer Rufnamenwahl an. Wie erwartet ist bei den Trans-Frauen der Prozentsatz mit 62% höher als bei den Trans-Männern (54%) und in der non-binary-Gruppe (55%). An zweiter Stelle liegt in der Gesamtauswertung *Ich möchte damit meine Geschlechtszugehörigkeit ausdrücken*. 54% wählten diese Aussage als ein Hauptmotiv. Unter den weiblichen Transgender-Personen waren es 53%, bei den männlichen sogar 57%, womit dieses Motiv in der Gruppe der Trans-Männer an erster Stelle, und auch in der non-binary-Gruppe ex-aequo mit dem erstgenannten liegt. In allen drei Gruppen, und somit auch in der Gesamtwertung, wurde am dritthäufigsten als Hauptmotiv *Er passt zu meiner Persönlichkeit* gewählt (48% gesamt, wobei es bei den Trans-Männern nur 44% sind, in den anderen Gruppen aber $\geq 50\%$).

²⁷⁴ Als „Hauptmotiv“ waren Mehrfachnennungen durchaus möglich.

Die drei bisher genannten Motive stellen die offensichtlich zentralen Motive der Namenwahl bei Transgender-Personen dar. Alle weiteren Angaben wurden deutlich seltener als Hauptmotiv gewählt. An vierter Stelle folgt mit 31% im Gesamtrang (und ebenfalls in der non-binary-Gruppe und den weiblichen Transgender-Personen) *Er drückt aus, wie ich von meinen Mitmenschen wahrgenommen werden möchte*. Nur bei den männlichen Transgender-Personen liegt dieses Motiv als Hauptmotiv an sechster Stelle. Ex aequo liegt gesamt ebenfalls an vierter Stelle *Er ist etwas Besonderes*. Dieses Motiv wird bei den Trans-Männern und -Frauen jeweils zu über 30% als Hauptmotiv angegeben, nur in der non-binary-Gruppe sind es lediglich 14%. *Er klingt stark* wurde wie erwartet vermehrt von den männlichen ProbandInnen gewählt: Unter ihnen geben dies 30% als Hauptmotiv an, bei den weiblichen sind es nur 24%, in der non-binary-Gruppe 23%.

Nun folgen die Motive, die am seltensten das Hauptmotiv der Rufnamenwahl darstellten: Auf Gesamtrang sieben mit 16% liegt *Er ist eine Umwandlung des früheren Namens*, wobei vor allem bei den Trans-Männern (10%) diese Aussage kaum gewählt wurde. Mehr waren es mit 16% bei den Trans-Frauen, in der non-binary-Gruppe stellt dieses Motiv mit 36% sogar das viert-meistgewählte Hauptmotiv dar. *Andere haben mich so genannt*, *Er soll mir Glück bringen* und *Er erinnert mich an eine bestimmte Person* liegen mit 11%-9% auf den letzten drei Gesamtplätzen, wobei *Er soll mir Glück bringen* von den weiblichen Transgender-Personen zu 18%, also weitaus häufiger als in den anderen Gruppen, als Hauptmotiv gewählt wurde.

Die folgende Tabelle zeigt die Ergebnisse der als Hauptgrund für die Namenwahl angegebenen Motive. Die Aussagen in der linken Spalte sind in abgekürzter Form wiedergegeben, die Spalten rechts neben den Prozentangaben und den in Klammer gesetzten Absolutzahlen geben den Rang der Häufigkeit in der jeweiligen Gruppe an (1 = am häufigsten als Hauptmotiv gewählt, 10 = am seltensten.)

Hauptgrund	non-binary (22)		männlich (70)		weiblich (85)		gesamt (180)	
Umwandlung des früheren Namens.	36,36% (8)	4	10,00% (7)	9	16,47% (14)	8	16,11% (29)	7
Andere haben mich so genannt.	9,09% (2)	8	11,43% (8)	7	8,24% (7)	10	9,44% (17)	10
Er passt zu meiner Persönlichkeit.	50,00% (11)	3	44,29% (31)	3	51,76% (44)	3	47,78% (86)	3
Er soll mir Glück bringen.	0,00% (0)	9	5,71% (4)	10	17,65% (15)	7	10,56% (19)	9
Drückt aus wie ich wahrgenommen werden möchte.	36,36% (8)	4	21,43% (15)	6	37,65% (32)	4	30,56% (55)	4
Er ist etwas Besonderes.	13,64% (3)	7	32,86% (23)	4	34,12% (29)	5	30,56% (55)	4
Er erinnert mich an eine Person.	0,00% (0)	9	11,43% (8)	8	15,29% (13)	9	11,67% (21)	8
Er klingt schön.	54,55% (12)	1	54,29% (38)	2	62,35% (53)	1	57,2% (103)	1
Er klingt stark.	22,73% (5)	5	30,00% (21)	5	23,53% (20)	6	25,56% (46)	6
Möchte damit Geschlechtszugehörigkeit ausdrücken.	54,55% (12)	1	57,14% (40)	1	52,94% (45)	2	53,89% (97)	2

Tabelle 16: Hauptmotive der Namenwahl

Betrachtet man nun nur die Häufigkeit der „Nein“-Angaben, also jene Motive, die bei der Rufnamenwahl der ProbandInnen nicht von Bedeutung waren, zeigt sich ein ähnliches Bild: 142 der 180 Transgender-Personen (79%) gaben an, dass *Andere haben mich so genannt* keinesfalls ein Grund für die Wahl ihres Rufnamens war. Bei 134 (74%) ist der selbstgewählte Rufname auch keine Umwandlung ihres früheren. Auch gaben 123 (68%), also ebenfalls weit mehr als die Hälfte an, sie hätten den Rufnamen nicht deshalb gewählt, weil er sie an eine bestimmte Person erinnere. Umgekehrt haben nur 15 der 180 ProbandInnen (8%) den Rufnamen nicht aus dem Grund gewählt, dass er schön ist. Somit spielte dieses Motiv für 92% aller Befragten als Haupt- oder Nebengrund eine Rolle bei der Namenwahl. Auch gaben nur 22 Personen (12%) an, sie hätten den Rufnamen nicht gewählt, um ihre Geschlechtszugehörigkeit auszudrücken (interessanterweise waren 13 davon Trans-Frauen). Auffällig häufig als Nebengrund angegeben wurde *Er soll mir Glück bringen. (nomen est omen)*, da dieses Motiv nur von 19 als Hauptgrund, aber von 49 als Nebengrund ausgewählt wurde.

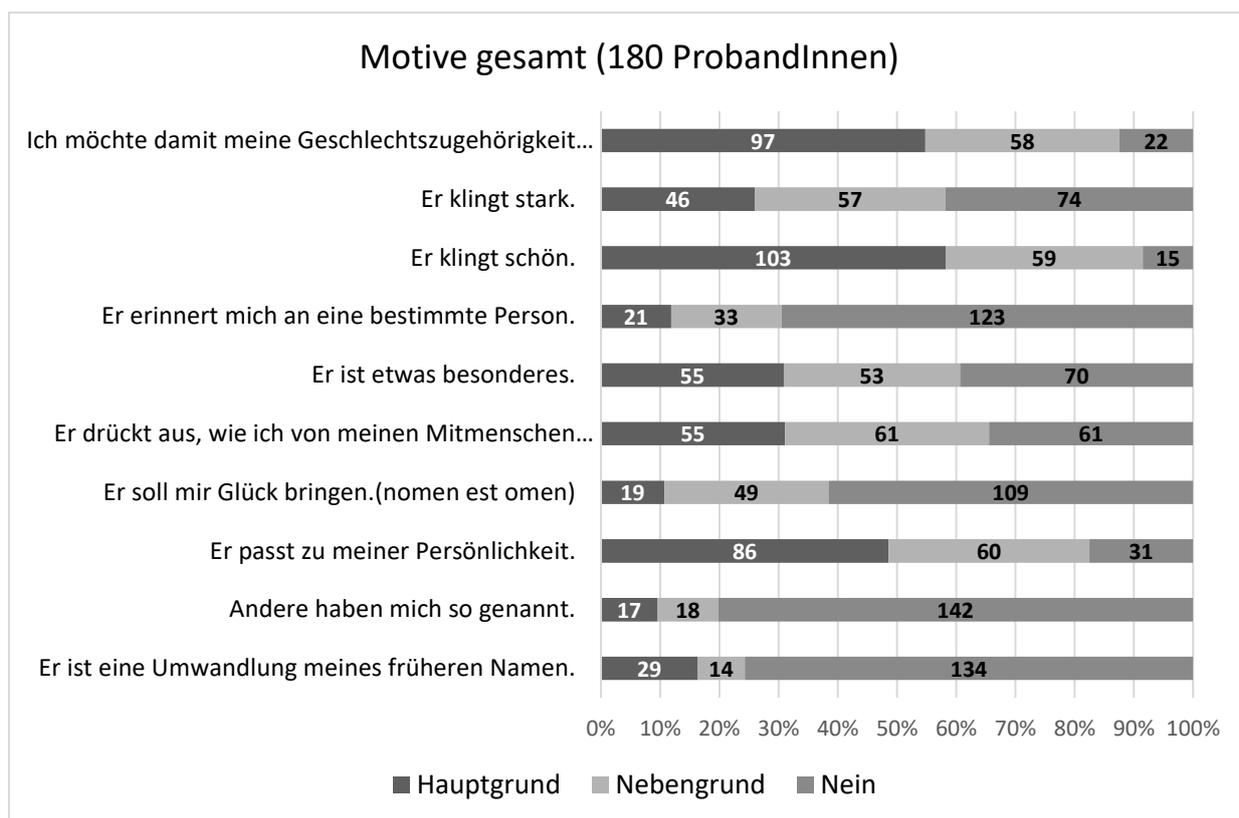


Abbildung 11: Motive gesamt

Auf die Frage: *Wie wichtig war es Ihnen, Ihren Namen zu wechseln?* antworteten gesamt 78% mit *Sehr wichtig* und 19% mit *Eher wichtig*. *Eher nicht wichtig* und *Überhaupt nicht wichtig* wählten jeweils nur zwei ProbandInnen. Am häufigsten gaben die männlichen Transgender-Personen an, es sei ihnen *Sehr wichtig* gewesen (90%). Auch wählte unter ihnen keiner *Eher nicht wichtig* oder *Überhaupt nicht wichtig*. Am seltensten (68%) gaben die ProbandInnen aus der non-binary-Gruppe *Sehr wichtig* an, doch wählten weitere 50% *Eher wichtig* als Antwort. Nur eine/r gab hier an, das Wechseln des Namens wäre *Überhaupt nicht wichtig* gewesen.

Antwort	non-binary (22)	männlich (70)	weiblich (85)	gesamt (180)
Sehr wichtig	68,18% (15)	90,00% (63)	74,12% (63)	78,33% (141)
Eher wichtig	40,91% (9)	10,00% (7)	22,35% (19)	19,44% (35)
Eher nicht wichtig	0,00% (0)	0,00% (0)	2,35% (2)	1,11% (2)
Überhaupt nicht w.	4,55% (1)	0,00% (0)	1,18% (1)	1,11% (2)

Tabelle 17: *Wie wichtig war es Ihnen, den Namen zu wechseln?*

Das zentrale Motiv bei der Namenwahl von Transgender-Personen ist, dieser Erhebung zufolge, dasselbe wie bei der Namenvergabe durch Eltern an ihre Kinder: der Wohlklang. Besonders bei den weiblichen Transgender-Personen wurde eindeutig am häufigsten der schöne Klang des Rufnamens als zentrales Motiv für die Wahl angegeben. Aber auch in der non-binary-Gruppe

und bei den männlichen Transgender-Personen wurde der Rufname vermehrt aufgrund seiner Euphonik gewählt. Eine fast ebenso große Rolle spielte bei den ProbandInnen das Motiv des Ausdrucks der Geschlechtszugehörigkeit durch den Rufnamen. Nur 22 der 180 Befragten gaben dieses Motiv weder als Haupt- noch als Nebengrund an, womit die Hypothese, Transgender-Personen wählen ihren Rufnamen, um ihre Geschlechtszugehörigkeit zu markieren als für die Mehrheit bestätigt zu betrachten ist.

Die Tatsache, dass ein weiteres oft genanntes Motiv *Er passt zu meiner Persönlichkeit* ist, andere Motive, wie die Wahl des Rufnamens durch andere, die Nachbenennung nach einer bestimmten Person oder auch die Umwandlung des früheren Namens nur selten als Grund für die Namenwahl genannt wurden, lässt eindeutig darauf schließen, dass die Namenwahl bei Transgender-Personen stark durch Individualitätsgedanken und das Motiv des Ausdrucks von Identität oder auch Selbstidentifikation geprägt ist. Der selbstgewählte Rufname soll widerspiegeln, wie man sich selbst wahrnimmt, wo nicht zuletzt die Markierung der eigenen Geschlechtszugehörigkeit von Bedeutung ist. Es geht darum, für sich selbst und nicht durch Vorschläge anderer einen Rufnamen zu finden, der mit dem eigenen Identitätsempfinden vereinbar ist, aber auch insofern individuell ist, als er nicht von etwaigen Namensvorbildern übernommen wird. Weiters ist es für viele Transgender-Personen wichtig, Abstand von der alten Identität im anderen Geschlecht zu nehmen, wozu eben auch gehört, dass der alte Rufname vollständig abgelegt und nicht bloß umgewandelt wird. Im Gespräch mit Betroffenen wurde mir aber auch von Fällen berichtet, wo der frühere Rufname als Zweitname behalten wurde, einerseits um das Wiedererkanntwerden durch Personen aus dem „früheren Leben“ oder in wissenschaftlichen Publikationen (die Betroffene hat als Akademiker bereits einiges publiziert) zu gewährleisten, andererseits um durch den zweiten Vornamen in medizinischen Notfällen signalisieren zu können, dass auf bestimmte Besonderheiten Rücksicht genommen werden muss. Auch wählten einige einen Rufnamen mit demselben Anfangsbuchstaben wie der alte, um dieselben Initialen führen zu können.

Diese Abstimmung des Rufnamens auf die selbst wahrgenommene Identität führt ebenfalls dazu, dass die gewählten Rufnamen des Öfteren geändert, abgewandelt oder je nach Situation oder Laune mehrere parallel gebraucht werden (wie bereits erwähnt gaben einige ProbandInnen mehrere Rufnamen an). So zeigt sich in der Differenz zwischen der angegebenen Zeit, die die ProbandInnen bereits als Transgender-Personen leben, und der Zeit, die sie ihren Rufnamen schon gebrauchen, dass die aktuellen Rufnamen oft erst Jahre nach dem Überschreiten der Ge-

schlechtergrenzen gewählt wurden. Die Zeit, die die ProbandInnen im Schnitt schon als Transgender-Personen leben, ist 7,6 Jahre, doch tragen sie ihre derzeitigen Rufnamen im Schnitt erst seit 6,3 Jahren. Bei nur 46% der Befragten stimmte die Angabe der beiden Zeiträume überein. Von den übrigen hatten 35% den Rufnamen, mit dem sie sich zurzeit identifizieren erst nach ihrem Eintritt in das Leben als Transgender-Person gewählt und 19% sogar zuvor (in einigen Fällen sogar Jahrzehnte früher). Letztere scheinen also Personen zu sein, die sich schon längere Zeit dessen bewusst waren, dass ihr biologisches Geschlecht nicht mit dem Identitätsgeschlecht übereinstimmt (das Inting ist also bereits erfolgt), die aber lange Zeit für die Entscheidung zum Coming-Out benötigten. Dennoch hatten sie sich in dieser Phase bereits für einen neuen Rufnamen entschieden und möglicherweise als eine Art Pseudonym parallel geführt. Im Gespräch mit Transgender-Personen wurde mir ebenfalls berichtet, dass es oft einige Zeit dauern kann, bis der eigenen Rufname, mit dem man sich bestmöglich identifizieren kann, gefunden ist. Eine andere erzählte, dass sie in jungen Jahren, als sie sich noch attraktiver und femininer fühlte, den Rufnamen *Isabella* gewählt hatte. Nun, als reifere Frau, kann sie sich aber nicht mehr so sehr mit der jugendlichen Frische und mädchenhaften Weiblichkeit identifizieren, die der Name in ihren Augen versprüht. So entschied sie sich dafür, sich nun *Isabel* zu nennen, ein Rufname, der besser zu der Frau passt, die sie heute ist.²⁷⁵

Die Wahl des eigenen Rufnamens ist für Transgender-Personen demnach mehrheitlich ein großes Bedürfnis, sowie ein Akt, der stark mit der eigenen Persönlichkeit und Selbstidentifikation verbunden ist. Der Rufname soll einerseits schön klingen, andererseits auch individuell zu den NamenträgerInnen passen und ihre Identität, wie sie sie wahrnehmen, nach außen hin projizieren, wobei besonders das Deutlichmachen des Identitätsgeschlechtes von Relevanz für Transgender-Personen ist. Da sich aber das Identitätsempfinden im Laufe der Zeit ändern kann, ändern sich in einigen Fällen auch die Rufnamen, mit denen sich die Transgender-Personen be-nennen.

5.4 Zusammenfassung und Diskussion

Vor allem in der Analyse der von den Transgender-Personen angegebenen Motive bei der Namenwahl, konnte gezeigt werden, wie sehr jene Menschen ihre Rufnamen dazu nutzen, ihr Identitätsgeschlecht nach außen hin sichtbar zu machen. Besonders für Personen, die von ihrem

²⁷⁵ Nicht nur im Empfinden der Betroffenen, auch allgemein phonosemantisch markiert der Vorname *Isabella* durch die größere Silbenzahl, den vokalischen Auslaut und den nicht-initialen Hauptakzent viel stärker Weiblichkeit als der Vorname *Isabel*.

Umfeld immer wieder die Rückmeldung bekommen, sie wären „keine richtigen Männer“ bzw. „keine richtigen Frauen“ scheint es ein Bedürfnis zu sein, eindeutig zu markieren, welchem Geschlecht sie sich zugehörig fühlen, sowie als Angehörige/r welcher Geschlechtskategorie sie von anderen auch wahrgenommen werden möchten. Weiters scheint der selbstgewählte Rufname bei den Transgender-Personen insofern einen erheblichen Teil zur Selbstidentifikation beitragen, als er präzise auf die eigene Identität abgestimmt wird und meist weder die Vorschläge Anderer, noch andere Personen als Vorbilder hierfür berücksichtigt werden. Der Rufname wird von den NamensträgerInnen selbst so gewählt, dass er die eigene, selbst wahrgenommene Identität widerspiegelt, wobei eben nicht etwaigen Idolen nachgeeifert wird, sondern vielmehr Individualität und auch das persönliche Ästhetikempfinden im Vordergrund stehen - denn in den allermeisten Fällen stellt ein zentrales Motiv der Namenwahl die Euphonik dar. Der Rufname, mit dem die Transgender-Personen bezeichnet werden wollen, soll wohlklingend sein, und zwar sowohl bei den weiblichen, als auch bei den männlichen Transgender-Personen sowie bei jenen, die sich keiner der beiden Geschlechtskategorien zuordnen.

Dies erklärt möglicherweise die Ergebnisse der Gruppe der männlichen Transgender-Personen in Bezug auf die phonologische Struktur ihrer Rufnamen. Denn sowohl bei der Analyse der auslautenden Position, als auch des deutschen Genderindexes zeigten die Rufnamen dieser Gruppe auffällige Tendenzen in Richtung der phonosemantisch eher feminin konnotierten Klangmuster. Zwar waren die sich im Auslaut befindenden Phoneme ähnliche oft konsonantisch bzw. vokalisch wie in den Vergleichswerten von Oelkers (2003) und Nübling (2014, 2015, 2017), doch waren die konsonantischen Phoneme deutlich seltener die stark mit Maskulinität assoziierten harten Plosive, Affrikate oder Frikative, sondern vermehrt Nasale, die unter den Konsonanten die sonorsten, also weichsten und somit die mit dem weiblichsten Klang sind. Außerdem fiel auf, dass unter den vokalischen Auslauten der Rufnamen der Trans-Männer [a:] besonders häufig auftrat – ein Laut, der vor allem unter den Frauenvornamen in dieser Position steht und demnach stark mit Femininität assoziiert wird.

Diese Ergebnisse müssen aber nicht bedeuten, dass die männlichen Transgender-Personen in ihren Rufnamen Weiblichkeit markieren wollen - vor allem da diese Gruppe am häufigsten als Hauptmotiv für die Wahl ihres Rufnamens angab, damit die (männliche) Geschlechtszugehörigkeit ausdrücken zu wollen. Vielmehr lassen sich diese Tendenzen durch zwei andere Hypothesen erklären: Erstens stellt auch bei den männlichen Transgender-Personen mit 54% der schöne Klang ein zentrales Auswahlkriterium dar (für nur 6 der 70 Befragten dieser Gruppe war dies weder Haupt- noch Nebengrund), was zur Folge hat, dass vermehrt Rufnamen mit

sonoren, also phonosemantisch eher femininen Klangmustern gewählt werden. Die Tatsache, dass die Rufnamen durch die Transgender-Personen auch selbst gewählt wurden und es sich hierbei nicht um von Eltern vergebene Namen handelt - wie es in der Stichprobe von Oelkers (2003) der Fall war - kann ebenfalls ausschlaggebend sein, da vor allem bei der Benennung von Jungen auf Elternseite der Wohlklang nicht so sehr berücksichtigt wird, sondern des Öfteren auch Nachbenennung eine Rolle spielt, wodurch traditionelle Namen, die eben auch dem traditionellen Klangmuster folgen, vermehrt zu finden sind. Es kann demnach durchaus sein, dass alleine der Umstand, dass die ProbandInnen ihre Rufnamen selbst gewählt haben und Nachbenennung nach Namensvorbildern hier als Motiv in den Hintergrund rückt, das gehäufte Auftreten von Rufnamen mit sonoreren Klangmustern begünstigt, unabhängig davon, dass es sich bei den Befragten um Personen handelt, die als Transgender leben. Dürften alle Menschen selbst über ihre Rufnamen entscheiden, würden die Rufnamen der männlichen Transgender-Personen im Vergleich zu den im gängigen Nameninventar vertretenen Vornamen vielleicht nicht mehr jene vergleichsweise auffällige Häufung von Nasalen und [a:] im Auslaut aufweisen.

Die zweite Hypothese, anhand der die widersprüchlichen Ergebnisse der Gruppe der Trans-Männer erklärt werden könnten, ist, dass das Alter der ProbandInnen, bzw. die Zeit in der sie ihre Rufnamen gewählt haben, hier eine wesentliche Rolle spielt. Im Durchschnitt wählten die TeilnehmerInnen dieser Gruppe ihren Rufnamen in den vergangenen vier Jahren. Wie bereits in Kapitel 4.4 zu den aktuellen Entwicklungen der Sexusmarkierung in Rufnamen erwähnt, befinden sich vor allem seit den letzten 10 Jahren Jungennamen mit weiblichen Klangstrukturen im Aufwind. *Luca*, *Noah* und *Jonah* sind hier nur einige Beispiele. Diese Einebnung der onymischen Geschlechtsdifferenz,²⁷⁶ die auch die Namentrends erheblich beeinflusst, formte demnach das Nameninventar um, aus dem auch die männlichen Transgender-Personen schöpften, die zu jener Zeit ihre Rufnamen gewählt haben. Oelkers (2003) und Nübling (2014, 2015, 2017) beziehen sich in ihren Untersuchungen aber auf Stichproben, in denen sich dieser Trend des 21. Jahrhunderts noch nicht so stark abzeichnet,²⁷⁷ wodurch es zu diesen Differenzen zur Gruppe der Trans-Männer mit ihren erst kürzlich gewählten Rufnamen kommt.

Die Markierung der Geschlechtsidentität ist also dennoch als zentrales Motiv zu betrachten. Bei der Analyse der lautlichen und strukturellen Eigenschaften der Rufnamen der männlichen

²⁷⁶ Nübling et al. (2015), S. 134.

²⁷⁷ Oelkers (2003) untersuchte Rufnamen, die zwischen 1983 und 1999 vergeben wurden, Nübling (2014, 2015, 2017) die der derzeit lebenden Bevölkerung Deutschlands, weswegen auch hier der Großteil auf vor 2000 vergebene Vornamen entfällt.

Transgender-Personen zeigten sich Auffälligkeiten einerseits in Bezug auf die Lage des Hauptakzentes, da hier vermehrt initialbetonte Rufnamen gewählt werden, die somit dem maskulin konnotierten Klangmuster folgen. Auch der Anteil der Rufnamen, die mehr Konsonanten als Vokale enthalten, ist in der Gruppe der Trans-Männer deutlich höher als in der Vergleichsstichprobe von Nübling (2014, 2015, 2017), was ebenfalls dafür spricht, dass die männlichen Transgender-Personen sehr wohl bestimmte Klangmuster bevorzugen, die Maskulinität assoziieren lassen, um ihre Geschlechtszugehörigkeit nach außen hin deutlich zu machen.

Auch bei den Frauennamen erweisen sich die Mittel der phono-semantischen Sexusmarkierung, die auf der lautlichen Zusammensetzung, bzw. der Positionierung der Laute im Rufnamen zustande kommen, als überdurchschnittlich stark berücksichtigt: Während sich in Bezug auf Silbenzahl und Lage des Hauptakzentes keine größeren Unterschiede zu den Vergleichswerten zeigten (alleine die Silbenzahl war bei den Rufnamen der Trans-Frauen leicht höher), ergaben sich auffälligere Differenzen bei Betrachtung des Konsonanten-Vokal-Verhältnisses und der auslautenden Phoneme. Einerseits waren unter den Rufnamen der weiblichen ProbandInnen anteilig weniger solche vorhanden, die mehr konsonantische als vokalische Phoneme beinhalten, sowie weitaus mehr von jenen mit harmonischer Vokal-Konsonanten-Verteilung, andererseits gestaltete sich auch der Auslaut dieser Rufnamen häufiger vokalisch, wobei vor allem das Phonem /i/, das nach Erkenntnissen der Phono-semantik mit Femininität in Verbindung steht, hier öfters auftritt, als bei Oelkers (2003).

Jene Transgender-Personen, die sich keinem der binären Geschlechtskategorien zugehörig fühlen, drücken diesen Umstand in vielen Fällen ebenfalls durch ihren selbstgewählten Rufnamen aus. Sie nutzen sexusambige Kurzformen oder kreieren neue Namen, die kaum genderhaltig sind. Denn auch für sie stellt es ein wesentliches Motiv dar, den selbstgewählten Rufnamen nicht nur auf die eigene Persönlichkeit, sondern auch auf die Geschlechtsidentität abzustimmen bzw. jene zu markieren.

So lässt sich zusammenfassend festhalten, dass es Transgender-Personen ein Bedürfnis ist, einen Rufnamen zu wählen, mit dem sie sich bestmöglich identifizieren können und der ebenfalls ihr Identitätsgeschlecht nach außen hin deutlich macht. Mit der Übernahme des neuen Rufnamens - der unter Umständen vorerst für einige Zeit als eine Art Pseudonym für das Leben im anderen Geschlecht getragen wird, dann aber vermehrt durch stetig erfolgende Identifikation zum eigentlichen Rufnamen werden kann, der in Fällen auch amtlich fixiert wird - legen sie ihre alte Identität gemeinsam mit dem früheren Namen ab. Der selbstgewählte Rufname ist, da auf die eigene Selbstwahrnehmung abgestimmt, etwas sehr Persönliches, soll aber ebenfalls

dem sozialen Umfeld bestmöglich signalisieren, wie man wahrgenommen werden möchte. Die Markierung der Geschlechtsidentität ist hierbei von besonderer Relevanz, weswegen überdurchschnittlich häufig Kopulativnamen (Bindestrichnamen) gewählt werden, die sozusagen zweimal-so-deutlich anzeigen, welchem Geschlecht sich der/die NamenträgerIn zugehörig fühlt. Besonders bei den weiblichen Transgender-Personen konnte gezeigt werden, dass phonosemantische Mittel der Sexusmarkierung wie Silbenzahl, Konsonanten-Vokal-Verhältnis, Kernvokal und Auslaut dazu genutzt werden, um die empfundene Weiblichkeit deutlich zu machen. Bei den Trans-Männern zeigt sich dieses Bild nicht so explizit, da hier anscheinend der Wohlklang ebenfalls ein zentrales Motiv darstellt und weiters die aktuelle Tendenz der Feminisierung von Jungennamen hier dazu führt, dass die von den männlichen Transgender-Personen gewählten Rufnamen im Gegensatz zu jenen der Kontrollgruppe vermehrt phonosemantisch feminin konnotierte Strukturen aufweisen. In Bezug auf die Lage des Hauptakzentes und das Verhältnis von konsonantischen und vokalischen Phonemen, lässt sich aber durchaus eine vermehrte Wahl von Rufnamen mit männlicheren Klang- und Akzentstrukturen ausmachen.

5.5 Defizite und Desiderate

Zuallererst muss hier noch einmal festgehalten werden, dass die Ergebnisse der Studie keinesfalls statistisch aussagekräftig sind, da sie weder auf Signifikanz hin überprüft wurden, noch eine repräsentative Anzahl an ProbandInnen befragt wurde, vor allem was die non-binary-Gruppe betrifft, die mit 22 TeilnehmerInnen eindeutig zu klein ist. Auch ist die Methodik des Online-Fragebogens eine sehr riskante, da hier nicht kontrolliert werden kann, wer die ProbandInnen sind bzw. ob ihre Angaben korrekt sind. Ideal wäre hier sicherlich eine großflächig angelegte Erhebung mittels Interviews, da so einerseits genau erhoben werden kann, wie die Person selbst ihren Rufnamen artikuliert (Silbenzahl, Hauptakzent, (fremdsprachliche) Lautung, Vokalisierung, etc.), andererseits könnten die ProbandInnen so einzeln zu ihren persönlichen Motiven befragt werden. Es ist durchaus möglich, dass ein weiteres relevantes Motiv bei der Namenwahl existiert, das im hier verwendeten Fragebogen nicht angegeben ist.

Auch ist die Auswahl der Vergleichswerte in dieser Studie kritisch zu betrachten: Es wurden hier nur Transgender-Personen aus Österreich befragt, die Erhebungen von Oelkers (2003) und Nübling (2014, 2015, 2017) beziehen sich aber auf Stichproben aus Deutschland. Weiters gibt es, wie bereits erwähnt, Unstimmigkeiten in Bezug auf die Transkription, etwa bei der r-Vokalisierung, die von Oelkers (2003) überhaupt nicht berücksichtigt wird. Leider existiert bis jetzt

keine Statistik zu den häufigsten in Österreich vorkommenden Vornamen, mit denen die Rufnamen der österreichischen Transgender-Personen verglichen werden könnten. Darüber hinaus ist nicht auszumachen, inwiefern sich die Rufnamen von denen der Kontrollstichproben alleine durch den Umstand unterscheiden, dass hier die NamenträgerInnen ihre Rufnamen selbst wählen durften und die Nachbenennung zugunsten des Ausdrucks der eigenen individuellen Persönlichkeit vernachlässigt wurde. Womöglich würden die meisten Menschen dazu tendieren, sich besonders wohlklingende Rufnamen zu wählen und sich somit kaum für solche entscheiden, die auf Affrikate, Plosive oder Frikative enden.

Auch konnten etwaige Aspekte der semantischen Sexusmarkierung mit den hier eingesetzten Methoden nicht berücksichtigt werden. So markiert beispielsweise ein Name wie *Manfred* allein durch das darin enthaltene Morphem {man(n)} und dessen semantischen Inhalt bereits eindeutig Männlichkeit. Andererseits gibt es ebenfalls Vornamen wie *Lilly*, *Rose* oder *Linde* die aufgrund der Assoziation jener Blumennamen mit dem femininen Geschlechtsstereotyp bereits unabhängig von der lautlichen Struktur bzw. des Akzentmusters Weiblichkeit konnotieren. Des Weiteren könnten berühmte Namenträger wie Kaiser, Eroberer oder fiktive Figuren wie Superhelden oder Namenträgerinnen aus Mythologie, Geschichte oder beispielsweise Supermodels, die dem Großteil der Sprachteilnehmer geläufig sind, bestimmte Konnotationen hervorrufen, die dem Vornamen ebenfalls verstärkt mit Maskulinität bzw. Femininität verbinden lassen. In der Stichprobe der männlichen Transgender-Personen würde das etwa auf die Namen *Maximilian*, *Alexander* (beides Namen einst mächtiger Kaiser) oder *Kenneth* (das männliche Pendant zur Barbie-Puppe) zutreffen. Bei den Rufnamen der weiblichen Transgender-Personen finden sich ebenfalls Rufnamen wie *Carmen* (eine verführerische Frau in der gleichnamigen Oper von George Bizet) oder *Eva*, *Maria/Marie* (beide stellen zentrale weibliche Figuren in der Bibel dar), die auf semantischer Ebene Femininität konnotieren.

Somit ist diese Arbeit als erster Versuch zu sehen, die Rolle der Sexusmarkierung bei der Namenwahl von Transgender-Personen zu erfassen. Ein Versuch, bei dem sich einige Tendenzen zeigten, die aber auf statistisch stichhaltigere Art und Weise und mit Einsatz akkuraterer Methoden fortgeführt werden muss, um zu aussagekräftigen Ergebnissen zu gelangen.

Literatur

- Alford, Richard: Naming and Identity. A Cross-Cultural Study of Naming Practices. New Haven: HRAF Press 1988.
- Bach, Adolf: Die deutschen Personennamen. Berlin: De Gruyter 1943 (Deutsche Namenkunde 1).
- Barkhaus, Annette/ Mayer, Matthias/ Ruoghley, Neil/ Thürnau, Donatus (Hg.): Identität Leiblichkeit Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1996.
- Blanár, Vincent: Das spezifisch Onomastische. In: Walther, H. (Hg.): Der Name in Sprache und Gesellschaft. Beiträge zur Theorie der Onomastik; mit 25 Tabellen. Berlin: Akademischer Verlag 1973, S. 31-52.
- Cassier, Ernst: Das mythische Denken. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft⁹ 1994. (Philosophie der symbolischen Formen 2).
- Chastaing, Maxime: Pop, fop, pof, fof. In: Vie et langage 159 (1965), S. 311-317.
- Debus, Friedhelm: Original und Variation. Zur Kreativität bei der Benennung von Personen. In: Horst Haider Munske et al. (Hg.): Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Berlin/New York: De Gruyter 1988, S. 24-45.
- Debus, Friedhelm: Methoden und Probleme der soziologisch orientierten Namenforschung. In: Eichler, Ernst (Hg.): Ein Internationales Handbuch zur Onomastik. Berlin: De Gruyter 1995a, S. 344-351
- Debus, Friedhelm: Soziolinguistik der Eigennamen. Name und Gesellschaft (Sozio-Onomastik). In: Eichler, Ernst (Hg.): Ein Internationales Handbuch zur Onomastik. Berlin: De Gruyter 1995b, S. 393-399.
- Debus, Friedhelm: Identitätsstiftenden Funktion von Personennamen. In: Janich, Nina./ Thim-Mabrey, Christiane (Hg.): Sprachidentität – Identität durch Sprache. Tübingen: Narr 2003, S. 77-90.
- Dietrichsen, Uwe: Der Vorname – Identifikationssymbol oder Pseudonym? Vom Eigensinn und Tiefsinn der Vornamengebung. In: Das Standesamt 42 (1989), S. 337-342 und 365-372.
- Eis, Gerhard: Tests über suggestive Personennamen in der modernen Literatur und im Alltag. In: Eis, Gerhard: Vom Zauber der Namen. Berlin: Erich Schmitt Verlag 1970a, S. 9-28.
- Eis, Gerhard: Zur Diskussion über die Namenphysiognomien. In: Eis, Gerhard: Vom Zauber der Namen. Berlin: Erich Schmitt Verlag 1970b, S. 93-111.
- Elsen, Hilke: Lautsymbolik – ein vernachlässigter Gegenstand der Sprachwissenschaft. In: Glottotheorie 5 (2014), S. 185-218.
- Elsen, Hilke: Einführung in die Lautsymbolik. Berlin: Erich Schmidt Verlag 2016.
- Ernst, Peter: Zum Versuch einer pragmatischen Namendefinition. In: Arcamone, Maria Giovanna / De Camilli, Davide / Porcelli, Bruno / Bremer, Donatella (Hg.): Atti del XXII

- Congreso Internazionale di Science Onomastiche. Pisa, 28 agosto – 4 settembre 2005. 1. Pisa: ETS 2007, S. 483-494.
- Ernst, Peter: Onomastische Motivationsforschung. Vom Beschreiben zum Erklären. In: *Onoma* 45 (2010), S. 61-78.
- Ertel, Suitbert: Psychophonetik. Untersuchungen über Lautsymbolik und Motivation. Göttingen: Hogrefe 1969.
- Fleischer, Wolfgang: Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Berlin: De Gruyter 1971.
- Fónagy, Iván: Die Metaphern in der Phonetik. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des wissenschaftlichen Denkens. Den Haag: Mouton & Co 1963.
- Gläser, Rosemarie: Familiennamen und Pseudonyme. In: Hengst, Karlheinz/ Krüger, Dietlind (Hg.): Familiennamen im Deutschen. Erforschung und Nachschlagewerke. Deutsche Familiennamen im deutschen Sprachraum. Jürgen Udolph zum 65. Geburtstag zugeeignet. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2009. S. 503-526.
- Goethe, Johann Wolfgang von: Dichtung und Wahrheit. In: Trunz, Erich. (Hg.): Goethes Werke. München: Beck 1981 (Hamburger Ausgabe in 14 Bänden 9).
- Gottschald, Max: Deutsche Namenkunde. Berlin: De Gruyter⁶ 2006.
- Hansack, Ernst: Das Wesen des Namens. In: Brendler, Andrea (Hg.) Namenarten und ihre Erforschung: ein Lehrbuch für das Studium der Onomastik anlässlich des 70. Geburtstages von Karlheinz Hengst. Hamburg: Baar 2004, S. 51-69.
- Hinton, Leanne/ Nichols, Johanna / Ohala John J. (Hg.): Sound Symbolism. Cambridge: Cambridge University Press 1994.
- Jahoda, Gustav: A Note on Ashanti Names and their Relationships to Personality. *British Journal of Psychology*, 45 (1954), S. 192-195.
- Katz, Rosa: Psychologie des Vornamens. Bern: Verlag Hans Huber 1964.
- Klink, Richard R.: Creating brand names with meaning: The use of sound symbolism. In: *Marketing Letters* 1 (2000), S. 5–20.
- Kohlheim, Rosa/ Kohlheim, Volker: Personennamen. In: Brendler, Andrea (Hg.) Namenarten und ihre Erforschung: ein Lehrbuch für das Studium der Onomastik anlässlich des 70. Geburtstages von Karlheinz Hengst. Hamburg: Baar 2004, S. 671-704.
- Koß, Gerhard: Namenforschung. Eine Einführung in die Onomastik. Tübingen: Nimeyer 1990.
- Krech, Eva-Maria/ Stock, Eberhard/ Hirschfeld, Ursula/ Anders, Lutz Christian: Deutsches Aussprachewörterbuch. Berlin/ New York: de Gruyter 2009.
- Kresic, Marijana: Sprache, Sprechen und Identität: Studien zur sprachlich-medialen Konstruktion des Selbst. München: Iudicum 2006.

- Krien, Reinhard: Namenphysiognomik. Untersuchungen zur sprachlichen Expressivität am Beispiel von Personennamen, Appellativen und Phonemen des Deutschen. Tübingen: Niemeyer 1973.
- Kunert, Cornelia: Werden wollen, wer man wirklich ist. Transsexualität als konstitutionelle Geschlechtsinkongruenz – ein persönlicher Standpunkt. In: *Person* 17 (2013), S. 34-46.
- Kürschner, Sebastian: Familiennamen als Basis der Spitznamenbildung. Ein deutschschwedischer Vergleich. In: Debus, Friedhelm/ Heuser, Rita / Nübling, Damaris (Hg.): *Linguistik der Familiennamen*. Hildesheim: Olms 2014 (*Germanistische Linguistik* 225–227). S. 441–473.
- Lexe, Heidi: *Pippi, Pan und Potter. Zur Motivkonstellation in den Klassikern der Kinderliteratur*. Wien: Praesens Verlag 2003.
- Liberson, Stanley/ Mikelson, Kelly: Distinctive African American Names: An experimental, historical and linguistic analysis of innovation. In: *American Sociological Review* 60 (1995), S. 928-946.
- Mackensen, Lutz: *3876 Vornamen: Herkunft, Ableitungen und Koseformen, Verbreitung, berühmte Namensträger, Gedenk- und Namenstage*. München: Südwest-Verlag² 1974.
- Müller, Hermann: *Experimentelle Beiträge zur Analyse des Verhältnisses von Laut und Sinn*. Potsdam/Berlin: Müller & Kiepenheuer 1935.
- Naumann, Horst: Vorname – Rufname – Übername. In: *Namenkundliche Informationen* 29 (1976), S. 1–25.
- Naumann, Horst: Soziolinguistische Aspekte der Eigennamen. In: Naumann, Horst: *Namen in Sprache und Gesellschaft: theoretische und methodische Probleme der Onomastik*. Hamburg: Baar 2011, S. 62-70.
- Newman, Stanley S.: Further experiments in phonetic symbolism. In: *American Journal of Psychology* 45 (1933), S. 53–75.
- Nübling, Damaris: Von Elisabeth zu Lilly, von Klaus zu Nico: Zur Androgynisierung und Infantilisierung der Rufnamen von 1945 bis heute. In: Günthner, Susanne/ Hüpper, Dagmar/ Spieß, Constanze (Hg.): *Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität*. Berlin/Boston: De Gruyter 2012, S. 319-357.
- Nübling, Damaris / Fahlbusch, Fabian & Heuser, Rita: *Namen. Eine Einführung in die Onomastik*. Tübingen: Niemeyer⁵ 2012.
- Nübling, Damaris: *Beziehung überschreibt Geschlecht Zum Genderindex von Ruf- und Kosenamen*. (2017 - Noch nicht erschienen).
- Oelkers, Susanne: *Naming Gender. Empirische Untersuchungen zur phonologischen Struktur von Vornamen im Deutschen*. Frankfurt: Peter Lang 2003.
- Oelkers, Susanne: Warum Adam und Eva? Vornamengebung und Geschlecht. In: Eichhoff-Cyrus, Karin (Hg.): *Adam, Eva und die Sprache. Beiträge zur Geschlechterforschung*. Mannheim 2004 (Thema Duden 5), S. 133-147.

- Pitcher, Benjamin J./ Mesoudi, Alex/ McElligott, Alan G.: Sex-Biased Sound Symbolism in English-Language First Names. PLoS ONE 8 (2013) doi:10.1371/ journal.pone.0064825.
- Pulgram, Ernst: Theory of Names. In: Beiträge zur Namensforschung 5 (1954), S. 149-196.
- Ritter-Schaumburg, Heinz: Die Kraft der Sprache. Vom Wesen der Vokale und Konsonanten. München /Berlin: Herbig 1985.
- Rudolph, Udo/ Böhm, Robert/ Lummer, Michaela: Ein Vorname sagt mehr als 1000 Worte. In: Zeitschrift für Sozialpsychologie 38 (2007), S. 17-31.
- Sapir, Edward: A study in phonetic symbolism. In: Journal of Experimental Psychology 12 (1929), S. 225–239.
- Schedlbauer, Jo/ Schwarz, Angela: Trans*Identitäten. Wien: WAST Stadt Wien 2013.
- Scheibelreiter, Georg: Anthroponymie, Symbolik und Selbstverständnis. In: Härtel, Heinrich (Hg.): Personennamen und Identität. Namengebung und Namensgebrauch als Anzeiger individueller Bestimmung und gruppenbezogener Zuordnung. Akten der Akademie Friesach „Stadt und Kultur im Mittelalter“, Friesach (Kärnten), 25. bis 29. September 1995. Graz: Akademische Druck- u. Verlagsanstalt 1997, S. 68-84.
- Seibicke, Wilfried: Vornamen. Frankfurt a. M.: Verlag für Standesamtswesen³ 2002.
- Seibicke, Wilfried: Überblick über Geschichte und Typen der deutschen Personennamen. In: Besch, Werner/ Betten Anette/ Reichmann, Oskar/ Sonderegger, Stefan (Hg.): Sprachgeschichte ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Berlin/New York: De Gruyter 2004, S. 3535-3552.
- Seibicke, Wilfried: Die Personennamen im Deutschen. Berlin: De Gruyter 2008.
- Slater, Anne Saxon / Feinman, Saul: Gender and the phonology of North American first names. In: Sex Roles 13 (1985), S. 429-440.
- Szczepaniak, Renata: Der phonologisch-typologische Wandel des Deutschen von einer Silben- zu einer Wortsprache. Berlin: De Gruyter 2007.
- Weisgerber, Leo: Grundzüge der inhaltsbezogenen Grammatik. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann 1962 (Von den Kräften der deutschen Sprache 1).
- Werner, Heinz: Über die Sprachphysiognomik als einer neuen Methode der Sprachbetrachtung. In: Zeitschrift für Psychologie 109 (1929).
- Werner, Otmar: Appellativa – nomina propria. Wie kann man mit einem begrenzten Vokabular unbegrenzt viele Gegenstände sprechen. In: Heilmann, Luigi (Hg.): Proceedings of the eleventh international congress of linguistics. Bologna/florence 1972. Bd II. Bologna: Società editrice il Mulino 1974, S. 171-187
- Werner, Otmar: Eigennamen im Dialog. In: Hundsnurscher, Franz/ Fritz, Gerd (Hg.): Dialoganalyse. Referate der 1. Arbeitstagung Münster 1986. Tübingen: Niemeyer 1986, S. 297-315.
- Whissell, Cynthia: Sound and emotion in given names. In: Names 49 (2001a), S. 97-120.

Whissell, Cynthia: Cues to referent Gender in randomly constructed names. In: Perceptual and Motor Skills 93 (2001b), S. 856-858.

Whissell, Cynthia: Historical and socioeconomic predictors of the emotional associations of sounds in popular names. In: Perceptual and Motor Skills 103 (2006), S. 121-124.

Wimmer, Rainer: Der Eigenname im Rahmen einer allgemeinen Sprach- und Zeichentheorie. In: Eichler, Ernst (Hrsg.): Ein Internationales Handbuch zur Onomastik. Berlin: De Gruyter 1995, S. 372-379.

Weitere Quellen:

Schreiben des BMI vom 11.Mai 2010: BMI-VA 1300/0139-III/2/2010:
http://www.transx.at/Dokumente/BMI_11052010.pdf (Zugriff 7.4.2017)

Personenstandsgesetz Österreich:
[https://www.jusline.at/Personenstandsgesetz_2013_\(PStG_2013\).html](https://www.jusline.at/Personenstandsgesetz_2013_(PStG_2013).html) (Zugriff 7.4.2017)

Artikel zu *nomen est omen*:
<http://www.sueddeutsche.de/wissen/psychologie-wie-der-name-unser-schicksal-praegt-1.691365#redirectedFromLandingpage> (Zugriff 9.3.2017)

Artikel zur Studie des Online-Dating-Portals:
<https://www.woman.at/a/frauen-15-namen-schoensten> (Zugriff 14.4.2017)

Projekt TransOnym
<http://www.namenforschung.net/transonym/> (Zugriff 6.5.2017)

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Gesamtwerte errechnet nach Oelkers (2003) -Silbenzahl.....	56
Tabelle 2: Gesamtwerte errechnet nach Oelkers (2003) - Hauptakzent.....	58
Tabelle 3: Gesamtwerte nach Oelkers (2003) – K-V-Verhältnis	59
Tabelle 4: Gesamtwerte nach Oelkers (2003) - Kernvokal	60
Tabelle 5: Gesamtwerte nach Oelkers (2003) - Auslaut	63
Tabelle 6: Kennzeichen von Männervornamen und Frauenvornamen	66
Tabelle 7: Berechnung des deutschen Genderindex. Nübling (2017), S. 180.	69
Tabelle 8: Anzahl der Jahre, die ProbandInnen als TG leben	84
Tabelle 9: Rufnamen der Transgender-Personen – Silbenzahl	85
Tabelle 10: Transgender-Personen - Lage des Hauptakzentes.....	88
Tabelle 11: Transgender-Personen - K/V-Verhältnis.....	91
Tabelle 12: Transgender-Gruppe - Kernvokal	94
Tabelle 13: Transgender-Gruppe - Auslaut.....	97
Tabelle 14: Transgender-Gruppe - Genderindex	101
Tabelle 15: Die Ruf- und Spitznamen der non-binary-Gruppe.....	107
Tabelle 16: Hauptmotive der Namenwahl	112
Tabelle 17: Wie wichtig war es Ihnen, den Namen zu wechseln?	113

125

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Die Vornamenwahrnehmung nach Rudolph et al. (2007), S. 22.	22
Abbildung 2: Alter der ProbandInnen	83
Abbildung 3: Durchschnittliche Silbenzahl im Vergleich	86
Abbildung 4: Lage des Hauptakzentes im Vergleich	89
Abbildung 5: K/V-Verhältnis im Vergleich	92
Abbildung 6: Kernvokal im Vergleich	94
Abbildung 7: Auslaut im Vergleich 1	97
Abbildung 8: Auslaut im Vergleich 2	99
Abbildung 9: Transgender-Gruppe - Verteilung des Genderindexes.....	102
Abbildung 10: Genderindex im Vergleich	103
Abbildung 11: Motive gesamt.....	113

Anhang 1: Zusammenfassung der Arbeit

Diese Arbeit befasst sich mit der Frage nach dem Zusammenspiel von Name und Identität. In einem ersten theoretischen Teil wird der Einfluss der Namen auf die namentragenden Personen aus psychoonomastischer Sicht sowie die Wirkung von Namen auf andere SprachteilnehmerInnen auf Basis der Namenphysiognomie beschrieben. Weiters werden Motive der Namenwahl und der Namenwechsel als Identitätswechsel erläutert. Darauf folgt eine Beschreibung der phonosemantischen Sexusmarkierung im Deutschen durch Namenlänge, Hauptakzent, Konsonanten- und Vokalanteil, Kernvokal und Auslaut. Auch wird der deutsche Genderindex als Messinstrument der mit dem Vornamen assoziierten Weiblichkeit bzw. Männlichkeit beleuchtet.

Im letzten Kapitel wird eine eigens für diese Arbeit durchgeführte Studie zur Namenwahl von Transgender-Personen beschrieben, die erheben sollte, inwiefern Transgender-Personen solche Vornamen wählen, die im Gegensatz zu den derzeit häufigsten Vornamen besonders stark die phonologischen Marker von Männlichkeit oder Weiblichkeit nutzen. Auch wurden die Motive erhoben, die Ausschlaggebend für die Namenwahl waren. Es zeigte sich, dass einige Varianten der Sexusmarkierung durchaus verstärkt im Korpus der Vornamen der Transgender-Personen auftraten, wie etwa das Konsonanten-Vokal-Verhältnis, die Lage des Hauptakzentes oder der vokalische bzw. konsonantische Auslaut. Auch ergab die Analyse nach dem deutschen Genderindex, dass die Namen der weiblichen Transgender-Personen deutlich weiblichere Klangstrukturen aufwiesen als die Kontrollgruppen, die der männlichen Transgender-Personen aber weniger phonetische Männlichkeitsmarker beinhalteten.

Als zentrales Motiv stellte sich in allen Transgender-Gruppen ein schöner Klang des Vornamens heraus. Ebenfalls von Relevanz ist, den Ergebnissen zufolge, der Ausdruck der Geschlechtszugehörigkeit durch den Vornamen, sowie der Ausdruck der eigenen Persönlichkeit. Nachbenennung oder Benennung durch Andere sowie die Umwandlung des früheren Namens sind dahingegen kaum relevant. Es zeigte sich also, dass Transgender-Personen ihre Rufnamen so wählen, dass sie sich bestmöglich mit ihnen identifizieren können und sie ihre Geschlechtszugehörigkeit nach außen hin markieren, wozu ebenfalls einige phonosemantische Aspekte der Sexusmarkierung genutzt werden. Bei den Vornamen der ProbandInnen mit Geschlechtsidentität *non-binary* zeigten sich ebenfalls Strategien zur Markierung der Zugehörigkeit zu keiner der binären Geschlechtskategorien. Da insgesamt überwiegend Vornamen gewählt werden, die dem Ästhetikempfinden der Personen entsprechen, also für sie „schön klingen“, enthalten auch einige Vornamen der Trans-Männer Lautstrukturen, die aufgrund des Wohlklanges eher mit Weiblichkeit assoziiert werden.

Anhang 2: Liste der von den ProbandInnen angegebenen Rufnamen

Die folgende Tabelle enthält alle von den ProbandInnen angegebenen selbstgewählten Rufnamen in grafemisch unveränderter Form. wurden mehrere Rufnamen ohne Bindestrich angegeben, werden sie in weiteren Zeile gesondert transkribiert. Die eckigen Klammern geben die etwaige fremdsprachliche Artikulation des Namens an. In der zweiten Spalte sind die Rufnamen in IPA-Lautschrift transkribiert, die Bindestriche zeigen Silbengrenzen an. Die angegebenen Spitznamen der jeweiligen Personen sind in der rechten Spalte aufgelistet.

Rufname	IPA	Spitzname
non-binary		
<Anton>	['an-tɔn]	
<Elis>	['eɪ-lɪs]	
<Flo>	['flo:]	
<Ricki>	['rɪ-kɪ]	
<Jo> [engl.]	['dʒo:]	
<Jasmin>	['jas-mɪn]	Ayrula
<Melusine>	[me-lu-'si:-nɛ]	Melu
<Finn>	['fɪn]	
<Lucian>	['lu-ʔsi:-a:n]	Luc
<Jack> [engl.]	['dʒɛk]	
<Andy> [engl.]	['ɛn-dɪ]	
<amy> [engl.]	['eɪ-mɪ]	
<mar_ry> [engl.]	['me-ɹɪ]	
<Leonard>	['le-o-na:t]	Lenny
<Noah>	['no:-a:]	
<Christa>	['krɪs-ta:]	
<Raoul> [frz.]	[ra-'u:l]	
<Aron>	['a:-rɔn]	
<Miss Piggy>	[mis-'pɪ-gi:]	
<Sandrao>	[san-'dra:-o:]	
<Tim>	['tɪm]	
<Alexa Michelle> [frz.]	[a-'lɛ-ksa:]	
	[mi-'ʃɛl]	
männlich		
<Ren> [jap.]	['re:n]	
<Marc-Elias Caleb> [engl.]	[ma'k-ɛ-'lai-əs]	
	['keɪ-lep]	
<Reno Dean> [engl.]	['ri:-no:]	
	['di:n]	
<Dean Joshua> [engl.]	['di:n]	

	[ˈdʒɔ-ʃuɑ:]	
<Mauro>	[ˈmau-ro:]	
<Jordan> [engl.]	[ˈdʒɔ-ˈdɪ]	Jo
<David> [engl.]	[ˈde-i-vɪt]	
<Liam> [engl.]	[ˈli-əm]	
<Jamien> [engl.]	[ˈdʒe-i-mjɛn]	Jamie
<Marek> [tschech.]	[ˈma-rɛk]	
<Sven>	[ˈsvɛn]	Svenniboy, Svenchen
<Louis>	[ˈlu-i-s]	
<Roland>	[ˈro-lant]	
<Leon>	[ˈle-ɔn]	
<Michael>	[ˈmi-ʧɑ-eɪl]	Mike
<Joshua>	[ˈjo-ʃuɑ:]	Jojo, Joschi
<Henry>	[ˈhɛn-ri]	
<Tobias> [engl.]	[to-ˈbaɪ-ɛs]	Tobi
<Joschua>	[ˈjo-ʃuɑ:]	Josch
<David>	[ˈda-i-vɪt]	
<Tim>	[ˈtɪm]	Timi
<Moshe>	[ˈmɔ-ʃɔ]	
<Alessandro> [ital.]	[a-le-ˈsan-dro]	Ale
<Jannis>	[ˈja-nɪs]	Jay
<Nathan>	[ˈna-tɑ:n]	Nate
<Cassian>	[ˈka-sɪ-ɑ:n]	Cas
<Phillip>	[ˈfɪ-lɪp]	Phil
<Phil>	[ˈfɪl]	
<Adrian>	[ˈɑ-i-dri-ɑ:n]	Ardy
<Colin> [engl.]	[ˈkɔ-lɪn]	
<Nicholas>	[ˈni-ko-lɑs]	
<Moritz Jan>	[ˈmɔ-rɪts]	Mo
	[ˈjɑ:n]	
<David Elias Rosen>	[ˈda-i-vɪt]	Rosi, Rosali
	[e-ˈli-as]	
	[ˈʀɔ-sɛn]	
<Felix>	[ˈfe-lɪks]	
<Janosh>	[ˈja-nɔʃ]	Joschi
<Daniel>	[ˈda-i-njɛl]	
<Jonathan>	[ˈjo-na-tɑ:n]	Jon
<Aidan Christopher>	[ˈe-i-dən]	
	[ˈkrɪs-tɔ-fɛ]	
<Jeffrey Kenneth> [engl.]	[ˈdʒɛ-fɪn]	Jeff, Ken, Kenny

	[ˈkɛ-nɛθ]	
<Connor> [engl.]	[ˈkɔ-nɐ]	
<Fynn>	[ˈfɪn]	fynnland
<Jonas>	[ˈjoː-nas]	
<Ryan> [engl.]	[ˈraɪ-ɛn]	
<John-Jermayne> [engl.]	[ˌdʒɔn-dʒɛɪ-ˈmeɪn]	
<Maximilian>	[ma-ksɪ-ˈmɪ-lɪaːn]	
<Jonathan>	[ˈjoː-na-taːn]	
<Marlon>	[ˈmaː-lɔn]	
<Leon Jayden>	[ˈleː-ɔn]	
	[ˈdʒeɪ-dɛn]	
<Nick>	[ˈnɪk]	
<Theodor>	[ˈteː-o-dɔɐ]	Tee
<Gabriel>	[ˈgaː-brɪɛl]	
<Brain Dean> [engl.]	[ˈbraɪn]	
	[ˈdiːn]	
<Steffen>	[ˈʃtɛ-fɛn]	Steff
<Anton>	[ˈan-tɔn]	Toni
<Alex Pol>	[ˈaː-lɛks]	
	[ˈpoːl]	
<Julian>	[ˈjuː-lɪaːn]	Juli
<Ramon>	[ˈraː-mɔn]	
<Tim>	[ˈtɪm]	
<Kasper>	[ˈkas-pɐ]	
<Valentin>	[ˈva-lɛn-tɪn]	
<Daniel>	[ˈdaː-nɪɛl]	
<Moritz>	[ˈmɔ-rɪʦ]	Mo
<Jack Jonathan> [engl.]	[ˈdʒɛk]	Jacky
	[ˈdʒɔ-nə-θɪn]	
<Tsepo> [Sotho]	[ˈtseː-poː]	
<Samuel>	[ˈsaː-mʊɛl]	Sam
<Finnley Jay> [engl.]	[ˈfɪ-nleɪ]	
	[ˈdʒeɪ]	
<Daymon> [engl.]	[ˈdeɪ-mɔn]	
<jonah>	[ˈjoː-naː]	
<Leon-Benjamin>	[ˌle-ɔn-ˈbɛn-ja-mɪn]	
<Charly>	[ˈtʃaː-liː]	
<Luca Alexander>	[ˈluː-kaː]	Lu, Lou
	[a-lɛ-ˈksan-dɐ]	
<Finn>	[ˈfɪn]	Finni

<Robin>	[rɔ-bɪn]	
<Joshua David> [engl.]	[dʒɔ-ʃʊa:]	Josh, Yoshi
	[de ⁱ -vɪt]	
weiblich		
<Yvonne> [frz.]	[i: ⁱ -vɔn]	
<Johanna Christine>	[jo- ⁱ ha-na:]	
	[kris- ⁱ ti:-ne]	
<Gerlinde>	[gɛ ^h -lɪm-de]	
<Andrea>	[an- ⁱ dre:-a:]	
<Sophie>	[so- ⁱ fi:]	
<Mila>	[mi: ⁱ -la:]	
<Sarah>	[sa:-ra:]	
<Tamara>	[ta- ⁱ ma:-ra:]	
<Elina>	[e- ⁱ li:-na:]	Ella
<Susanne>	[su- ⁱ sa-ne]	
<Jasmina>	[jas- ⁱ mi:-na:]	
<Denina Dennise>	[de- ⁱ ni:-na:]	
	[de- ⁱ ni:-se]	
<Stefanie>	[ʃte- ⁱ fa-ni:]	ste
<Kirsten> [engl.]	[ⁱ kɪr-stɔn]	
<Phoebe> [engl.]	[ⁱ fi:-bi]	
<Manuela>	[ma- ⁱ nʊe-la:]	Manu
<aina>	[ⁱ ai:-na:]	ina
<Vanessa>	[va- ⁱ ne-sa:]	
<alex>	[a:-leks]	
<Lena>	[le:-na:]	
<Dominique> [frz.]	[do-mi- ⁱ ni:k]	
<Chiara>	[ki- ⁱ a:-ra:]	
<Meandra-Elmina>	[me- ⁱ an-dra:- ⁱ el-mi:-na:]	
<Ísabel> [isländisch]	[i:-sa-bɛl]	Isa
<Christina>	[kris- ⁱ ti:-na:]	
<Sandra>	[san-dra:]	
<Martha-Sophie>	[ma:-ta:-so- ⁱ fi:]	Martha
<Carmen>	[ka:-men]	
<hannah>	[ha-na:]	
<Mia>	[mi: ⁱ -a:]	Mi
<Barbara>	[ba:-ba-ra:]	Barb, barbie, war
<Mia>	[mi: ⁱ -a:]	
<Sahra>	[sa:-ra:]	
<Sandra>	[san-dra:]	

<Eva>	[ˈeːfa:]	
<Katja>	[ˈkat-ja:]	
<Anja>	[ˈan-ja:]	Ann
<Swea>	[ˈsveːa:]	
<Hermine-Maria>	[hɛ̃ṽ-miː-nɛ-ma-ˈriː-a:]	Mini
<karin>	[ka-ˈrin]	
<Mareike>	[ma-ˈraɪ-kɛ]	
<Michelle> [frz.]	[mi-ˈʃɛl]	
<Christina>	[kris-ˈtiː-na:]	
<Heike>	[ˈhaɪ-kɛ]	
<Rana>	[ˈraː-na:]	
<Ariane Marie>	[a-ˈrja-nɛ]	Ari
<Marie>	[ma-ˈri:]	
<Evelyne>	[ˈeː-və-liːn]	Evi
<Isabell Alexandra>	[iː-sa-ˈbɛl]	Isi
	[a-lɛ-ˈksan-dra:]	
<Laura>	[ˈlaʊ-ra:]	
<Miriam>	[ˈmiː-riːam]	Miri
<Sandra>	[ˈsan-dra:]	
<Caroline-Amelie>	[ka-ro-ˈliː-nɛ-ˈa-mɛ-li:]	Caro
<Lena>	[ˈleː-na:]	
<Angelika>	[an-ˈgeː-li-ka:]	Angie
<Katja>	[ˈkat-ja:]	
<Jana>	[ˈjaː-na:]	
<Lucy> [engl.]	[ˈluː-sɪ]	
<Stefanie>	[ˈʃtɛ-fa-ni:]	Steffi
<Dominique Theodora> [frz.]	[do-mi-ˈniːk]	Domi
	[te-o-ˈdoː-ra:]	
<Marie-Sophie>	[ma-ˈriː-so-ˈfi:]	Marie
<Dominique> [frz.]	[do-mi-ˈniːk]	
<Anne>	[ˈa-nɛ]	Domi
<Simone>	[si-ˈmoː-nɛ]	
<Martina>	[ma-ˈtiː-na:]	Tina
<Iris>	[ˈiː-rɪs]	
<Mia-Hinata>	[miː-aː-hi-naː-ta:]	
<Amelie>	[ˈa-mɛ-li:]	Amy
<Josefine>	[jo-sɛ-ˈfiː-nɛ]	Fini
<Rebecca>	[re-ˈbɛ-ka:]	Becky
<Sara>	[ˈsaː-ra:]	
<Franziska>	[fran-ˈtsɪs-ka:]	Franzi

<Ashley> [engl.]	['ɛʃ-ɪ]	Ashy
<Gabriele>	[ga-bri-'e:-lɛ]	
<Ronja>	['rɔn-ja:]	
<Sonja>	['sɔn-ja:]	
<Rachel Sarah>	[ra-'xɛl]	Josy
	['sa:-ra:]	
<Ellen>	['ɛ-lɛn]	
<Stina>	['sti:-na:]	
<Sonja>	['sɔn-ja:]	
<Maxi>	['mak-si:]	
<Chrissy>	['kɪ-si]	
<Laura Susann>	['lɑu-rɑ:]	
	[su-'san]	
<Kira>	['ki:-ra:]	
<Janina>	[ja-'ni:-na:]	
<Daniela>	[da-'ɲje-la:]	Dani
<Marie>	[ma-'ri:]	
<Andrea>	[an-'dre:-a:]	
<Mara>	['ma:-ra:]	
<Sarah>	['sa:-ra:]	
<Marie>	[ma-'ri:]	
<Monica-Marie>	[mo:-ni-ka:-ma-'ri:]	

Anhang 3: Der Fragebogen

Auf den folgenden Seiten (134-137) findet sich der Fragebogen, der zur Erhebung der Vornamen und Motive der Transgender-Personen diente.

Namenwahl von Transgender-Personen

Seite 1

Vielen Dank für Ihr Interesse an dieser Umfrage!

Diese Erhebung dient einer Diplomarbeit an der Universität Wien, die sich mit dem Thema Namenwahl von Transgender-Personen auseinandersetzt. Die Umfrage richtet sich an Transgender-Personen, die in ihrem Alltagsleben einen neuen, selbstgewählten Vornamen führen.

Es ist NICHT von Bedeutung, ob dieser Name offiziell eingetragen ist, oder ob eine geschlechtsangleichende Operation durchgeführt wurde. Wichtig ist nur, dass es sich um Transgender-Personen handelt, die ihren selbst gewählten Vornamen regelmäßig benutzen.

Der Fragebogen nimmt etwa 3-5 Minuten in Anspruch und ist weitgehend anonym, es werden aufgrund der Thematik lediglich die Vornamen erhoben. Diese Daten werden aber streng vertraulich behandelt und ausschließlich für diese eine Diplomarbeit verwendet!

Seite 2

Angaben zur Person

Identitätsgeschlecht

- weiblich männlich
- anderes Intersex

Alter

- unter 30 30-55 über 55

Seit wie vielen Jahren leben Sie schon als Transgender-Person? *

Seite 3

Zum (neuen) Vornamen

Vorname:

Bitte geben Sie den Namen an, den die am häufigsten verwenden, bzw. mit dem Sie sich am besten identifizieren (auch Doppelnamen)

Wie viele Silben hat Ihr Name?

Bsp:

Thomas => Tho-mas: 2 Silben

Katharina => Ka-tha-ri-na: 4 Silben

Bei Doppelname bitte mit Komma angeben: z.B.: Thomas-Katharina: 2,4

Wo liegt die Betonung? Auf Silbe ...

Bsp.:

Thomas => THO-mas: Betonung auf Silbe 1

Katharina => Ka-tha-RI-na: Betonung auf Silbe 3

Bei Doppelname bitte mit Komma angeben: z.B.: Thomas-Katharina: 1,3

Geben Sie Ihrem Namen einen fremdsprachlichen Klang?

z.B. französisch, englisch, russisch

ja

nein

Wenn JA: welche Sprache?

Wie viele Jahre benutzen Sie diesen Namen schon?

Seite 4

Kürzen Sie Ihren Namen oft als Spitznamen ab?

hier geht es um Spitznamen, die mit Ihrem Einverständnis gebraucht werden; solche, die Sie gerne benutzen/ mit denen Sie sich gerne bezeichnen lassen

ja

nein

Wenn JA: wie lautet dieser Spitzname?

Seite 5

Was waren die Gründe für Ihre Wahl?

Versuchen Sie bitte zu differenzieren, ob es sich bei den genannten Gründen im Zusammenhang mit Ihrer Namenwahl um Hauptgründe oder um Nebengründe handelt. Trifft eine Aussage überhaupt nicht zu, wählen Sie "Nein".

	Hauptgrund	Nebengrund	Nein
Er ist eine Umwandlung meines früheren Namens.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Andere haben mich so genannt.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Er passt zu meiner Persönlichkeit.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Er soll mir Glück bringen. (nomen est omen)	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Er drückt aus, wie ich von meinen Mitmenschen wahrgenommen werden möchte.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Er ist etwas Besonderes.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Er erinnert mich an eine bestimmte Person.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Er klingt schön.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Er klingt stark.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Ich möchte damit meine Geschlechtszugehörigkeit ausdrücken.	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

Wie wichtig war es Ihnen, Ihren Namen zu wechseln?

sehr wichtig

eher wichtig

eher nicht wichtig

überhaupt nicht wichtig

Seite 6

Vielen Dank für Ihre Mitarbeit, Sie haben mir sehr bei meiner Diplomarbeit zur Namenwahl von Transgender-Personen geholfen!

Wenn Sie interessiert sind, schicke ich Ihnen die fertige Arbeit gerne zu, sobald sie fertig und freigegeben ist. Geben Sie dafür Ihre E-Mail-Adresse unten an (optional).